DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 43

DM 1.20

Österr. S 9, Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. moms
Italien L 500, Spanien Pts 38
Printed in Germany

DIE HORROR-TEMPEL VON SKYX



Nr. 43

Der Horror-Tempel von Skyx

Ein Mann drückte die Zweige des Gebüschs auseinander und blickte in die Dämmerung, die über der Steppe lag.

Ein tiefer Atemzug hob und senkte die mächtige, breite Brust des einsamen Wanderers, und mit aufmerksamen Blicken schaute er sich um.

Er wußte nicht, wo er war. Das Land war ihm fremd. Diese ganze Welt war ihm ein Rätsel.

Ein ungewohntes Schicksal hatte ihn an die Ufer eines fremden Landes oder einer Insel geworfen, deren Namen er nicht kannte.

Der Mann fuhr sich mit der breiten Rechten über die prächtige Glatze. Dann lief er leicht geduckt, seinen kräftigen Körper mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze bewegend, auf die ungeschützte Lichtung hinaus, die am Horizont von einem flachen Gebirgszug begrenzt wurde.

Die Gestalt, die sich in dieser fremden, andersdimensionierten Welt hinter dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh zurechtfinden mußte, war ein Inder, war niemand anderes als Rani Mahay, der Koloß von Bhutan.

*

Er war noch mal mit dem Leben davongekommen. Nach seiner abenteuerlichen Flucht aus der Magier-Burg des Scharlachroten war er von den Wellen eines unbekannten Ozeans an die Gestade eines fremden Landes gespült worden.

Total erschöpft war er liegen geblieben und seinem Gefühl nach viele Stunden unfähig gewesen, überhaupt noch auf den Beinen zu stehen.

Rani Mahay erwartete seinen Tod und daß Tamuur, der schreckliche Magier, ihn verfolge. Aber nichts war geschehen. Es schien, als ende jenseits des Ozeans der Einfluß und die Macht des Scharlachroten.

War das überhaupt vorstellbar? War Tamuurs magische Schreckensherrschaft auf Ullnak beschränkt? Mit Wehmut und Schmerz dachte er an die zurückliegenden Abenteuer und Ereignisse in Ullnak. Dort verlor er Chitra. In Tamuurs schrecklichem Garten wurde sein Lieblingstier zu einer reißenden, unheimlichen Bestie.

In Ullnak aber lernte er auch die traurige und göttlich schöne Aleana kennen. Die Tochter des ehemaligen regierenden Fürsten war eine Marionette in den Händen des grausamen Magiers. An seiner Seite mußte sie ihr Leben verbringen und war unfähig, sich von ihm zu lösen. Aleana stand unter dem psychischen Terror des Zauberers und sehnte sich nach Freiheit. Aber solange Tamuur die Stadt beherrschte, würde es diese Freiheit nie geben.

Der Inder durchquerte die Steppe, sich wie ein gefährdetes und scheues Tier stets nach allen Seiten absichernd, als fürchte er einen Verfolger oder Beobachter.

Er drang tiefer in das Innere der unbekannten Welt ein, die er für eine Insel hielt.

Er nutzte geschickt jede Bodenwelle, jeden Strauch, jeden Baum als natürlichen Schutz.

Das steppenartige Gelände kam ihm vor wie eine große runde Fläche, wie ein flacher Krater, der in seiner Regelmäßigkeit wie ein Fremdkörper in dieser sonst so natürlich-verwilderten Landschaft förmlich auffiel.

Die Bodenwellen zum Rande hin wurden dichter und stiegen sanft an. Unwillkürlich wurde Mahay an einen Weg erinnert, der sich schneckenförmig in die Höhe schraubte.

Und hinter dem aufgeworfenen Rand des Steppentals breitete sich eine urwelthafte, dschungelartige Landschaft aus, die in ihrer Unberührtheit auf ihn wirkte, als wäre sie erst vor wenigen Minuten unter den Händen und dem Willen eines allmächtigen Schöpfers entstanden.

In diesem Augenblick nahm er auch das erste Geräusch wahr, seitdem er auf der Insel weilte.

Mahay verharrte in der Bewegung, als halte eine eiskalte Hand ihn im Genick fest.

Ein leises Rauschen kam näher, und er meinte, die andere Seite der Insel erreicht zu haben und das Schlagen der Wellen wieder wahrzunehmen.

Doch aus dem Rauschen wurde ein Wispern und eine deutliche, klagende Stimme, die über die ganze Insel zu rufen schien.

»Ssssss – kkkkkkyyyyyssssss – ssssssskkkkyyyxxx – sssss«, summte es, und Mahay blickte sich irritiert nach allen Seiten um.

Was für ein Wind war das, der solche Geräusche von sich gab?

»Sssskkkyyyxxx…«

Es rauschte und surrte, es klang fröhlich und rätselhaft, und die Luft vibrierte, als hätte jemand eine Sphärenharfe angeschlagen.

Minutenlang hielt das seltsame Geräusch an, verebbte dann und kam nicht mehr auf.

»Skyx?« murmelte Rani und lauschte dem Klang seiner eigenen Stimme. Dann rief er es laut und deutlich in die Dämmerung der jungfräulichen Welt. Seine Stimme hallte über die Büsche und Bäume hinweg – und als Echo antwortete ihm nicht nur seine eigene Stimme – sondern auch das kichernde Säuseln des Windes.

»Skyyxxx… Skyyyxxxx…«

Mahay kratzte sich im Nacken, und seine Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem kräftigen männlichen Gesicht.

Jemand rief – aber dieser unbekannte Jemand oder dieses unenträtselte Etwas war offensichtlich zu einer anderen Lautfolge nicht fähig.

Mahay gab sich einen Ruck. »Okay«, murmelte er. »Dann ist dies für mich zunächst mal Skyx, solange mir niemand sagt, wo ich bin. Auf diese Weise hat man wenigstens schon mal einen Anhaltspunkt und…«

Seine Angewohnheit, in der Einsamkeit seine Gedanken laut auszusprechen, fiel ihm schon gar nicht mehr auf. Aber diesmal wurde sie ihm doch bewußt.

Er zuckte zusammen und bemerkte, wie er nach Luft schnappte.

»Björn!« entfuhr es ihm, »Björn?!« Und er kam sich vor wie einer, der mit Erschrecken feststellte, daß er anfing, den Verstand zu verlieren.

Dort drüben im Gebüsch sah er für den Bruchteil einer Sekunde etwas aufblitzen: Eine Gestalt, blondes Haar, ein helles Gesicht, das durch das Blattwerk spähte…

»Bjööööörn!« Mahay schrie aus Leibeskräften und stürzte dann nach vorn, alle Vorsicht außer acht lassend.

Er konnte es kaum fassen: er hatte den Freund gefunden… hatte er das wirklich?

*

Eine andere Welt, ein anderer Stern, ein anderes Raum-Zeit-Kontinuum.

Die Kammer, in der der dunkelhaarige Mann mit den fast schwarzen, traurigen Augen stand, befand sich in einem seltsamen Zwielicht. Es wurde durch armdicke Kerzen verursacht, die links und rechts in den Nischen neben dem Fenster standen, aus dem der Mann in den duftenden Garten blickte.

Dort unten ging Osira spazieren. Seine Osira… Ein tiefer Atemzug hob und senkte die Brust des Mannes, der ein smaragdgrünes Gewand trug, das mit kostbaren Saumverzierungen versehen war.

Prinz Ghanor wandte den Kopf. Sein Gesicht spiegelte sich in der dunklen Scheibe wie in dem stillen Wasser eines einsamen Sees.

›Das ist nicht mein Gesicht, das ist nicht mein Körper, das bin nicht ich‹, dachte der Mann, der mit dunklen und traurigen Augen sein Spiegelbild begutachtete, es förmlich sezierte. ›Ich bin nicht Prinz Chanor, obwohl alle mich hier dafür halten. Ich bin – Björn Hellmark!‹

Und das stimmte.

Hellmarks Geist und Seele waren in diesem Leib gefangen.

In dem Augenblick, als er meinte, dem Schicksal und damit seinem Todfeind Molochos einen Streich zu spielen, als er im Besitz jener

Schriftrolle war, die entscheidende Hinweise auf Molochos' Geheimnisse enthielt – da war es passiert.

Prinz Ghanor war durch seinen verräterischen Bruder in den Hades gelockt worden. Die liebliche Prinzessin Osira, die das Spiel rechtzeitig durchschaute, verfolgte den Abtrünnigen und wandte ein den Sternen abgeguckte Ritual an, um ihren geliebten Gatten aus dem Jenseits zurückzuholen, ehe es zu spät dazu war.

Im gleichen Augenblick aber, da sie Geist und Seele Ghanors zurück in dessen Körper beschwor – geriet Hellmarks Geist-Seele in den Strom der beschworenen Mächte. Auch er hielt sich zu diesem Zeitpunkt im Dunkelreich der Geister auf, und sein Körper, den er durch den Siaris-Trank verlassen hatte, lag als leblose Hülle am Ufer des Schwarzen Flusses.

Seine Geist-Seele erreichte nicht den Leib, in den sie gehörte, sondern den Körper des Mannes, der Prinz von Lovon war.

Hellmark war gefangen in einem fremden Körper. Drei Dinge beschäftigten ihn ständig und ließen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Er stellte Ghanor dar, ohne Ghanor wirklich zu sein.

Er hatte eine Aufgabe, die er erfüllen mußte, um Unheil abzuwenden, das sich wie ein drohendes Gewitter zusammenzog. Nur in seinem Originalkörper, wo Geist und Seele und Leib eine Einheit bildeten, konnte er gewisse Aktionen ausüben, die ihm jetzt versagt waren. Er dachte an das Schwert des Toten Gottes. Nur in der Hand Hellmarks erfüllte es seinen Sinn, nur die Hand Hellmarks konnte es aufheben.

Er dachte an Danielle de Barteaulieé, jene junge Französin, die ihn auf dem langen Weg des Abenteuers bisher begleitet hatte und hier auf dem fremden Stern namens Helon 4 spurlos verschwand. Nichts wußte er über ihr Schicksal.

Sorge bereitete ihm, daß man von ihm – als dem vermeintlichen Ghanor – Dinge verlangte, die er nicht tun konnte, weil er nichts über sie wußte.

»Ghanor!« vernahm er die leise, angenehme Stimme aus dem Garten. »Ghanor?! Warum stehst du dort oben am Fenster? Du hattest mir versprochen, daß wir gemeinsam einen Spaziergang machen.«

Osiras Stimme klang vorwurfsvoll.

Ghanor wandte den Kopf und blickte nach unten. Mit einer mechanischen Handbewegung zog er den grünen Umhang enger über seine Schultern und lächelte in die Tiefe.

»Doch, Osira«, sagte er mit der ihm fremden Stimme des Prinzen, »ich komme. Gedulde dich noch einen Augenblick.«

Damit löste er sich vom Fenster, blies die Kerzen aus und verließ die stille Kammer, die erfüllt war von der milden Abendluft, die durch

das Fenster drang, und dem betäubenden Duft des Kerzenrauchs, der sich langsam verlor.

Ghanor passierte die großen, freundlichen Korridore, in denen Landschaftsbilder und Porträts derer hingen, die dem jetzigen Herrscher von Lovon vorausgegangen waren. Es befanden sich finster dreinblickende Gestalten darunter, als wären sie vom Teufel besessen, oder stammten von ihm leibhaftig ab.

Unter jedem Bild befand sich ein kleines, silbern schimmerndes Schild, das beschriftet war.

Geheimnisvolle, schwungvolle Zeichen und Symbole erzählten die Geschichte, die Herkunft oder den Inhalt dieses oder jenes Bildes. Der wahre Ghanor war vertraut mit diesen Inhalten, aber er, der dieser Ghanor nicht war, sondern sich gezwungenermaßen nur dessen Körpers bediente, konnte die Aufschriften nicht mal lesen.

Er verließ den Palastbezirk, in dem er sich inzwischen schon wieder recht gut zurechtfand, wie Osira meinte. Ihr gegenüber war er gezwungen ein Spiel zu spielen, das seiner geistigen und moralischen Auffassung widerstrebte. Er ließ sie in dem Glauben, daß er derjenige sei, den sie unter Einsatz ihres Lebens aus dem Hades zurückgeholt hatte. Er ließ sie in dem Glauben, daß sein Aufenthalt dort dazu führte, daß er nun gewisse Erinnerungslücken hatte, die – wie er hoffte – sich nach und nach wieder schließen würden.

Osira war geduldig und ihm in jeder Weise behilflich, und so waren es seine Freunde, die Weisen, die Berater und Vertrauten, mit denen er zu tun hatte.

Auf diese Weise, daß er sich als der Vergeßliche darstellte, war ihm manches nahegebracht worden, was sein Leben hier im Palast, in der Stadt Lovon und in den Gärten erleichterte.

Er mußte so tun, als interessiere ihn hier alles besonders stark. In Wirklichkeit jedoch galt sein Interesse dem Schicksal des Körpers, in dem er normalerweise hauste und in den er gehörte.

Was war aus der leblosen Hülle des Björn Hellmark geworden, die am Grund der Todespyramide nahe am Ufer des Schwarzen Flusses zurückgeblieben war?

Er ertappte sich dabei, daß er schon wieder in Gedanken war, als er das Tor passierte, und die schöne Osira ihm mit offenen Armen entgegeneilte. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn, preßte ihn an sich, als wolle sie ihn nie wieder loslassen. Er erwiderte ihre Küsse.

Plötzlich hielt sie inne und seufzte. »Ach, Ghanor«, sagte sie nur, und ihre grünen Augen funkelten wie geschliffene Smaragde. Sie blickte ihn lange und zweifelnd an, als suche sie etwas Bestimmtes.

»Ich habe mich wohl sehr verändert, wie?« fragte er. »Habe ich wieder etwas falsch gemacht?«

»Ja, das erstaunt mich eigentlich«, murmelte sie. »Deine Küsse…

du küßt so anders…«

Er zuckte die Achseln. »Was ist daran so merkwürdig? Ich küsse wie immer, Osira.«

Sie wiegte den Kopf, und ihr seidiges, kastanienrotes Haar fiel weich und fließend auf ihre schön geformten, nackten Schultern herab. Osira trug ein figurbetontes Kleid, das schulter- und rückenfrei war, und ihre gleichmäßig braune Haut voll zur Wirkung kommen ließ.

»Nun, ich weiß nicht.« Ihre gleichmäßigen, weißen Zähne schimmerten wie Perlen. »Da ist etwas anderes… etwas Neues, Liebster.«

»Neues?« fragte er verwundert, die dunklen Augenbrauen hochziehend.

»Mhm, ja… du kannst es einfach nicht ablegen.«

»Ist es dir – unangenehm?«

»Mhm, ich weiß nicht so recht… unangenehm? Nein, eigentlich nicht. Eben anders. Dafür – hast du etwas anderes vergessen. Und das wundert mich auch.«

Sie wandte nicht den Blick von ihm und versenkte den ihren tief in seinen Augen, als versuche sie zu lesen, was jetzt wohl hinter seiner Stirn vorgehen mochte. »Du vergißt… und auf der anderen Seite führst du etwas Neues ein… wieso? Das paßt doch irgendwie nicht zusammen?« sinnierte sie.

Der Ausdruck seiner Augen wurde nachdenklicher, sentimentaler.

Da riß sie sich zusammen. »Es wird alles wieder ins Lot kommen, davon bin ich überzeugt«, sagte sie plötzlich mit ihrer natürlichen Heiterkeit. »Wir haben soviel wieder zurecht gebogen. Ich bin mit deinen Fortschritten zufrieden.« Der Ausdruck in ihren Augen veränderte sich. Sie strahlte und hakte ihn unter, mit ihm durch den duftenden Park gehend, wo sie ganz allein waren.

Leise plätscherten die farbig schillernden Springbrunnen, die ihre verschiedenartigen Farben dadurch erhielten, daß die lichtabgebenden Fische darin verschiedenartig waren.

Die Zeit nach Einbruch der Dämmerung gehörte zu den schönsten Stunden hier im Park. Der riesige Schloßgarten und -hof war tagsüber für das Volk geöffnet. Jeder konnte hier Spazierengehen, jeder konnte die architektonisch schönen Bänke und Rastplätze benutzen, konnte dem Gesang der Vögel lauschen und dem Spiel der im Park beheimateten Tier zuschauen, die es draußen in der Wüste nicht gab. Dies hier war ein Garten Eden mitten in der Stadt. Die Pflanzen wurden von tief unter dem Wüstensand liegenden Wasseradern gespeist, die in die durch künstlich angelegte Brunnen in die Höhe sprudelten.

»Du hast inzwischen mit Asnur und Litan gesprochen?« begann

Osira unvermittelt das Gespräch wieder aufzunehmen.

»Ja.« Asnur und Litan waren zwei der engsten Vertrauten, des jungen Herrschers in Lovon. Nach seiner wunderbaren Rettung durch Osira und den Zusammenbruch der Aufständischen waren die Alltagsprobleme und Aufgaben, die Ghanor sich gestellt hatte, die gleichen geblieben.

»In der Zeit nach dem dritten Mond wolltet ihr gemeinsam die Bugken aufsuchen.«

Ghanor-Hellmark nickte. Die Bugken waren einer von zahlreichen eingeborenen Wüstenstämmen, die die Veränderungen in und um Lovon mit Aufmerksamkeit und Skepsis verfolgten.

Dieses Volk gehörte zu den scheusten, intelligenten Rassen, die Helon 4 hervorgebracht hatte.

Gleichzeitig damit auch zu den geheimnisvollsten. In der Vorgeschichte derer aus Lovon, von der er als Außenstehender nur etwas ahnte, weil man ihn eingeweiht hatte, wurde erwähnt, daß die Bugken seit altersher von den unfreundlichen Herrschern der Lovon-Dynastie verfolgt wurden. Man versuchte das Wüstenvolk auszurotten und in deren unter dem Wüstensand liegenden Städte einzudringen, die noch keiner aus Lovon gesehen hatte.

Auf natürliche Weise war dies nicht möglich – also versuchte man es auf unnatürliche. Die Herrscher, die lange vor Ghanor die Geschicke dieser Stadt und seines Volkes lenkten, bedienten sich schwarzmagischer Künste, um in das Reich der unterirdischen Bugken einzudringen. Aber auch das gelang nicht. Die Mächte, die mit Hilfe Rha-Ta-N'mys, der höchsten Göttin der Dämonen, beschworen wurden, versagten.

Niemand hatte eine Erklärung dafür. Aber an den Tatsachen kam man einfach nicht vorüber.

Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, war überall im Kosmos zu finden. Diese ersehreckende Feststellung war die erste, die Hellmarks Geist in Ghanors Körper machte. Auch hier auf Helon genoß sie lange Zeit über eine Verehrung und eine Stellung, die das Volk von Lovon an den Rand der Selbstaufgabe brachte. Es war erstaunlich, daß der jugendliche Herrscher Ghanor es fertig brachte, innerhalb eines Jahrzehnts alles in Lovon umzufunktionieren. Sämtliche Tempel zu Ehren der Dämonengöttin waren abgerissen worden. Die entweihte Erde wurde abgetragen und jungfräulicher Boden aufgefüllt. Alle Skulpturen, alle Statuen und Nachbildungen, die Rha-Ta-N'my in irgendeiner Form symbolisierten, wurden verbrannt, ebenso die unheiligen Bücher, in denen die schrecklichen Gebete und Anrufungen standen, mit denen Rha-Ta-N'my und ihre hier eingeschleusten Schergen jederzeit persönlich angesprochen werden konnten.

Ghanors Leistung war beachtlich. Aber sie war nur halb, wie er

durch die Weisen aus Lovon inzwischen erfahren hatte. Es gab noch immer Feinde, die sich von den normalen Einwohnern der Stadt nicht unterschieden, Feinde, die auf Rha-Ta-N'my zurückgingen. Und so erhielt Ghanors Absicht, zu den geheimnisvollen Wüstenvölkern einen guten Kontakt zu schaffen, noch einen besonderen Sinn. Was besaßen jene Völker, daß sie durch die furchtbaren Verlockungen und Bedrohungen aus einem dämonischen Reich nicht überrumpelt und in die Irre geführt werden konnten?

Ghanors Gedankengänge waren vollkommen richtig. – Auch die Lovon-Rasse war ein Wüstenvolk, das im Gegensatz zu den anderen Völkern einen verhältnismäßig schnellen Aufstieg und einen geistigen und technischen Fortschritt erreicht hatte. Auch sie, die Lovon, wußten einst nichts von Rha-Ta-N'my. Aber eines Tages waren die Einflüsse da. Und die Herrscher schulten sich im Übermaß der Möglichkeiten, die ihnen zuteil wurden und die sie in eine Art Größenwahnsinn trieb.

Menschen wurden geopfert. Weil Rha-Ta-N'my, die »Bluttrinkerin«, wie man sie auch nannte, dies verlangte.

Wenn die jetzt noch auf einer primitiven Stufe stehenden Eingeborenen seit Jahrhunderten ein freies und glückliches Leben führten, ohne in irgendeine dämonische Abhängigkeit geraten zu sein, dann mußte man erst recht mit ihnen sprechen. Sie besaßen ein natürliches Geheimnis, das auch die Lovon einst hatten und das ihnen irgendwann mal verlorenging.

Rückkehr zu einem natürlichen Leben, Rückkehr zur Erinnerung an jene Zeit, als die Lovon sich aus dem Schmutz der Wüste erhoben und zu den Herrschern über alle Völker machten, die der gleichen Wiege entstammten.

Gerade für diese Punkte und Hintergründe hatte Björn besonderes Interesse gezeigt.

Es ging um Rha-Ta-N'my! Damit ging es automatisch gegen Molochos, der einer der Großen an ihrer Seite und zum Herrscher über einen ganzen Abschnitt des bis jetzt unbekannten Dämonen-Imperiums geworden war.

Wenn er schon nicht als Hellmark seinen ursprünglichen Weg verfolgen konnte, dann wollte er zumindest in seiner Wiedererweckung in Ghanors Körper alles tun, um dem Geheimnis näherzukommen, das mit den Bugken und damit auch mit Rha-Ta-N'my und Molochos, dem Dämonenfürsten, zusammenhing.

Die Tatsache, daß der Tag unmittelbar bevorstand, an dem er gemeinsam mit Asnur und Litan Lovon verlassen konnte, erfüllte ihn mit einer gewissen Zufriedenheit und Ruhe.

Bis zu den Bugken waren sie zwei Tagesritte unterwegs. Da mußte sich doch eine Gelegenheit finden lassen, Asnur und Litan unter

irgendeinem Vorwand wegzuschicken und zurückzubleiben und den Weg zu der Ruinenstadt mit der Todespyramide einzuschlagen. Der Gedanke, daß dort sein richtiger Körper noch lag, erfüllte ihn mit Unruhe und Schmerz, und er fragte sich, ob es vielleicht nicht noch möglich sein würde, das Ritual abermals durchzuführen, um Ghanors Geist-Seele aus dem Hades zu rufen, damit er in seinen Körper zurückkehrte und Hellmark in den seinen.

Der Gedanke, daß Ghanors Geist-Seele eventuell von Hellmarks Leib Besitz ergriffen haben könnte, kam ihm zunächst gar nicht.

Genau das aber war der Fall.

*

Durch die Wüste wanderte ein blonder Mann, braungebrannt und abgekämpft. An seiner rechten Seite hing ein Schwert, dessen kostbar geschliffener und mit ungewöhnlichen Edelsteinen gefaßter Griff im Sternenlicht funkelte.

An dem breiten Ledergürtel hing außerdem ein gefüllter Beutel mit Utensilien, mit denen dieser blonde Mann nichts anzufangen wußte.

Der einsame Wanderer war niemand anders als Björn Hellmark, der die Ruinenstadt und die Todespyramide hinter sich gebracht hatte und dessen Ziel nun Lovon war.

Ghanors Geist steckte in Hellmarks Körper und trieb den Einsamen durch die Wüste. Er kannte die verborgenen Wasserstellen und achtete auf die Zeichen der Gefahr. Er war hier großgeworden und wußte Bescheid.

Er wollte schnell nach Lovon, um das Mißverständnis und die ungeheuerliche Verwechslung, die stattgefunden hatte, aufzuklären.

Er mußte Osira sprechen.

Seit einem Tag und einer Nacht war er auf den Beinen. Zwischendurch hatte er sich nur wenig Pausen und Erholung gegönnt.

Es war dunkel, als er die scherenschnittartige Silhouette der Mauern, Zinnen und Türme, als er die weitausladenden Torbögen Lovons erblickte.

Zu Hause!

Er blieb stehen, versenkte sich ganz in den Anblick der vertrauten Umgebung und verfolgte die tanzenden Lichter über dem Park in der Nähe des Doppelpalastes.

Nachtfalter glitten lautlos durch die Luft, spielten das ewige Spiel der Liebe, und die angestachelten Männchen versprühten ein Glimmen und Glitzern, daß man meinte, zahllose wertvolle Diamanten würden von unsichtbarer Hand durch die Nacht geschleudert und dann zeitlupenhaft zu Boden regnen.

Sehnsucht nach zu Hause erfüllte ihn. Er begann zu laufen. Auf

halbem Weg zum Haupttor ließ er sich plötzlich hinter eine Bodenwelle fallen und suchte dort Schutz.

Das Tor öffnete sich – und siedendheiß wurde ihm klar, daß er sich gar nicht zu erkennen geben konnte! Die vertrauten Freunde, seine eigene Frau – würden ihn nicht wiedererkennen! Er war ein Fremder, sein Geist war gefangen in einem anderen Körper. Man würde ihn als Fremden behandeln – und man würde ihn auslachen, wenn er behauptete, Prinz Ghanor zu sein!

Die ganze Tragweite seiner Situation kam ihm zu Bewußtsein.

Er konnte es nicht mal wagen, sich den Privatgemächern Osiras zu nähern! Wenn in den Kammern der Herrscherin ein Fremder gesehen wurde – dann trat das eherne Gesetz der Alten in Kraft. Das bedeutete: Tod für Osira!

Sein Herz hämmerte, und auf seiner Stirn perlte der Schweiß. Unruhe und Ratlosigkeit erfüllten ihn, als er die hellerleuchtete Torpassage sah, in der die Reiter auftauchten.

Zwei Reiter hoch zu Roß. Das waren Asnur und Litan. Sie waren ganz in Weiß gekleidet. Die Farbe des Friedens. Außer Pfeil und Bogen trugen sie nur noch die kurzen Kampfmesser im Gürtel. Sowohl die Pfeile steckten in einem Weißen Köcher wie die Kampfmesser in weißen Leder-Etuis. Das war das deutlich sichtbare Zeichen dafür, daß Asnur und Litan in friedlicher Mission auf dem Weg waren, daß sie aber auf die Waffen nicht verzichten konnten, weil die zahlreichen verborgenen natürlichen Feinde in dieser Umwelt eine ständige Bedrohung darstellten, gegen welche sie sich zur Wehr setzen mußten, wenn die Lage es erforderte.

Hinter den Berittenen kam ein Mann, der sein weißes Pferd am Zügel führte.

Ghanor in Hellmarks Gestalt hielt den Atem an.

Er sah sich selbst dort drüben in seiner wahren Gestalt. Und neben dem, der wie Ghanor aussah, aber niemals Ghanor sein konnte – schritt die liebliche, göttlich schöne Osira. Sie hatte ihre Hand auf der Schulter Ghanors – nein, dieses Fremden! – liegen.

Der Mann im Sand ballte die Hände zu Fäusten. Am liebsten wäre er aufgesprungen, hätte die Wahrheit in die Nacht gebrüllt und sich auf den Mann gestürzt, der dort seine Stelle eingenommen hatte und sich darin offensichtlich recht wohl fühlte.

Er verabschiedete sich mit einem Kuß von der Lieblichen.

Auch der Ghanor dort drüben trug die eng anliegende weiße Uniform, dazu jedoch den gestickten Umhang, der an perlenbesetzter Kette am Kragen befestigt war. Das Zeichen seiner Herrscherwürde.

Ghanor schwang sich nach dem Abschied auf sein Pferd und winkte zurück, als die Reiter sich in Bewegung setzten.

Es war die Nacht nach dem dritten Mond!

Ghanor mußte die Abmachung einhalten. Zu dritt war seine Ankunft in dem von den Bugken bewohnten Wüstengebiet angekündigt.

Der Mann im Sand preßte die Lippen aufeinander.

Wer immer sich dort in seinem Körper befand – er ging ein großes Risiko ein. Wußte er das? Nur er – der echte Ghanor – war darüber informiert, wie schwierig diese Mission tatsächlich sein würde.

Die Reaktion der Bugken ließ sich nicht voraussehen, obwohl die Ankunft des Prinzen abgesprochen war. Bugken waren launisch und unberechenbar. Ghanor war darauf eingestellt, einige Überraschungen zu erleben.

Er hatte darüber auch mit Osira gesprochen. Sie war die einzige, die eingeweiht war. Hatte sie mit dem, den sie für Ghanor, ihren Gatten, halten mußte, noch mal eingehend darüber gesprochen – oder hatten ihnen die hektischen Ereignisse der letzten Stunden und Tage keine Zeit mehr dazu gelassen?

Wer war der Fremde, dessen Körper er besaß, was wollte er hier?

Unwillkürlich blickte Ghanor an sich herab, tastete dabei nach dem wundervollen Schwert, wie er noch keines gesehen hatte, und richtete dann schnell den Blick wieder nach vorn.

Die Reiter entfernten sich, waren aber noch lange infolge ihrer weißen Kleidung in der Dunkelheit wahrnehmbar.

Dann schien der Horizont sie aufzunehmen.

Osira stand – von zwei Wächtern flankiert – noch immer am Tor.

Langsam sank ihre Hand herab.

Der hinter der Bodenwelle liegende Mann schluckte.

Der Name der geliebten Gattin drängte sich ihm auf die Lippen, und er mußte an sich halten, ihn nicht laut in die Nacht hinauszuschreien.

Er starrte gebannt auf Osira, die seufzte und sich langsam umwandte. Einen Augenblick blickte sie genau in seine Richtung, und der blonde Mann preßte sich tief in den Sand, um nicht gesehen zu werden.

Dann verschwand Osira im Burghof und das mächtige Tor schloß sich hinter ihr.

Die Prinzessin war erfüllt von unzähligen Gedanken, und sie suchte sofort ihre Privatgemächer auf.

Wortlos huschten ihre drei Dienerinnen herbei, kleideten sie aus und legten ihr das Gewand an, das sie trug, wenn sie allein mit sich und ihren Gedanken sein wollte.

Leise gab sie ihre Anweisungen. Es wurden nur soviele Kerzen angezündet, wie nötig waren, um die Dunkelheit zu verdrängen und die kostbaren, handgeschnitzten Möbel aus farbigem Holz zur Wirkung zu bringen.

Osira näherte sich dem Tisch neben dem kleinen Fenster, von dem aus sie einen Blick aus dem Turmzimmer über die Zinnen hatte.

Von hier aus – von Osiras Sternstudio – waren der klare Himmel und die Weite der Wüste besonders gut zu überblicken.

Sie dachte an den Geliebten, der mit Asnur und Litan unterwegs war, um seine Pflicht und seine Aufgabe zu erfüllen, und mit einem großen Unbehagen dachte sie auch daran, wie gering doch die Kenntnisse waren, die der Prinz seit seiner Rückkehr aus dem Hades wiedererlangt hatte. Manchmal kam es ihr so vor, als hätte Ghanor von diesen und jenen Dingen nie gehört.

Auf der anderen Seite aber hatte sie Eigenschaften an ihm entdeckt, die er zuvor nie gehabt hatte.

Dieser seltsame Widerspruch beschäftigte sie ständig.

Sie starrte hinaus in die Nacht. Hätte sie in diesem Moment ihren Blick weiter nach rechts gewandt, wäre ihr möglicherweise die Gestalt aufgefallen, die sich von der schattigen Stadtmauer Lovons entfernte.

Die Gestalt war dunkel, das Pferd, auf der sie ritt, hatte die Farbe des Wüstensandes. Pferd und Reiter wurden mit Sand und Nacht eins und waren mit bloßem Auge kaum wahrnehmbar.

Der sich den drei Reitern an die Fersen heftete, hatte seine Stunde genau abgepaßt.

Dem Prinzen Ghanor und dessen Begleitern Asnur und Litan folgte ein schattenhaftes Wesen, das lautlos war wie die Luft, die über die Wüste strich. Und nur bei genauem Hinsehen war zu erkennen, daß das sandfarbene Reittier mit seinen Hufen den Boden überhaupt nicht berührte, daß es einige Zentimeter darüber hinwegschwebte wie ein Geist, der sich vorgenommen hatte, Ghanor und seine Begleiter nicht mehr aus den Augen zu lassen…

*

Der Inder stürzte auf das Buschwerk zu.

Im nächsten Augenblick verschwand das helle Gesicht in der Dämmerung.

Mahay hörte, wie Äste und Zweige brachen, wie der weiche, laubbedeckte Boden unter den Füßen des Freundes, den er wiedergefunden zu haben glaubte, raschelte.

Der Koloß von Bhutan warf sich in das Gebüsch und jagte der Gestalt nach, die in der Wildnis unterzutauchen versuchte.

»Björn?! Björn! Ich bin's, Rani!« Mahay schalt sich im nächsten Augenblick – kaum daß er diese Worte ausgerufen hatte – einen Narren.

Björn würde sich niemals so verhalten! Er war ein Mann, der vor nichts Reißaus nahm, und der grundsätzlich erst den Dingen auf den

Grund ging, ehe er eine Entscheidung traf.

Er mußte Mahay erkannt haben!

Oder nicht?

Unwillkürlich drängten sich dem verfolgenden Inder quälende Gedanken auf.

Hatte Björn den Verstand verloren? Stand er unter der Einwirkung einer Droge?

Ein ängstlicher, fliehender Hellmark – das war das gleiche, wie wenn eine Katze vor einer Maus Reißaus nähme. Aber auch das gab es. Unter der Einwirkung bestimmter Drogen…

Mahay gab nicht so schnell auf. Er war aus jenem Holz geschnitzt, aus dem Menschen gemacht werden, die nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen waren.

Er bemühte sich, den Abstand zwischen sich und dem Davoneilenden nicht größer, sondern kleiner werden zu lassen.

Mahay brach ein ins Buschwerk, hinter dem moosiges Gelände begann und mächtige, urwelthafte Bäume mit weitausladenden Kronen standen. Von den Kronen hingen dünne, schwankende Lianen herab, so daß es aussah, als wären diese Bäume nicht belaubt, sondern behaart.

Dahinter begann eine ganz andere Welt.

Beinahe abrupt ging die Wildnis über in ein gebirgiges, felsiges Tal. Das Moos wuchs wie eine mehrschichtige Haut an den nackten Felsen empor. Gewaltige Schluchten und zerklüftete Wege taten sich auf. Vereinzelt wuchsen noch weiche, formlose Pflanzen in Felsspalten und -ritzen, wo Erde sich halten und Wasser sich sammeln konnte.

Der blonde Mann war noch eine ganze Sekunde lang für ihn wahrnehmbar, ehe er hinter einem vorspringenden Fels verschwand. Und diese Sekunde reichte Mahay, um sich zu vergewissern, daß er tatsächlich Björn Hellmark vor sich hatte: der durchtrainierte Körper, die elastischen, ineinanderfließenden Bewegungen. Bis auf eine Art Lendenschurz war Hellmark nackt. Er machte einen etwas verwilderten Eindruck, und Mahay fand, daß sein Freund sich doch verändert hatte, seitdem er ihn zum letzten Mal sah.

Hellmark war massiger und muskulöser geworden. Er erinnerte ein wenig an die Kraftprotze, die in gewissen Anzeigen Reklame für Muskelpräparate machten.

Das paßte eigentlich nicht zu Björn. Irgend etwas mußte in der Vergangenheit passiert sein – und er fragte sich, was wohl Carminia Brado, die hübsche Brasilianerin, sagen würde, könnte sie Hellmark jetzt so sehen. Carminia mochte keine Männer, die zu athletisch gebaut waren. Bei Mahay drückte sie noch ein Auge zu, der die richtige Größe zu seinen Muskelpaketen aufwies, so daß sein Körper eine harmonische Einheit bildete.

Da war der Freund verschwunden, und Sekunden später tauchte Mahay neben dem Felsvorsprung auf.

Der Inder erblickte eine urwelthafte, erschreckende Landschaft.

Nur wenige Schritte von dem felsigen Standort entfernt begannen mehrere Höhleneingänge und Schluchten, aus denen heißer Dampf stieg, als würde dort unten Suppe in einem gewaltigen Kessel gekocht.

Über die dampfende und gurgelnde Schlucht führte eine gebogene Brücke aus naturgewachsenem Fels.

Auf dem moosigen Untergrund, welcher die Schlucht und die Felsenbrücke bedeckte, standen buschweise riesige Pflanzen. Sie trugen zahlreiche, helmartige Kelche an armdicken Stengeln. Die Kelche waren halb geöffnet und erinnerten an Mäuler, die gierig und bewegungslos darauf zu warten schienen, bis sie nach einem fetten Opfer schnappen und es verschlingen konnten.

In Sekundenschnelle spielten sich nun die Ereignisse ab, so daß das menschliche Auge ihnen kaum folgen konnte.

Bewegung auf der gebogenen Felsbrücke.

Mahay, der darauf zujagte, sah gerade noch, wie eine Gestalt sich vom Boden aufraffte, als hätte sie die ganze Zeit über dort gelegen, um sich vor irgend etwas zu schützen.

Und genauso war es!

In dem Augenblick, als die schlanke, braunhäutige Gestalt aufsprang – zeigten die zahllosen, halb geöffneten Blumenkelche die Gefahr, die sich in ihnen verbarg.

Es surrte und zischte. Pfeile wurden aus den Öffnungen abgeschossen und jagten durch die mit heißem Wasserdampf gesättigte Luft, hinter der die Fliehende auf der Felsbrücke nur noch wie ein Schemen zu erkennen war.

Mahay stand wie von unsichtbarer, eisiger Hand gebremst.

Die Frau dort auf der Brücke, die gellend schrie und um ihr Leben lief – war niemand anders als Carminia Brado!

*

Aber das konnte nicht sein!

Mahay zweifelte an seinem Verstand.

Carminia befand sich zusammen mit Pepe an einem Ort, der der sicherste der Welt war: sie hielten sich auf Marlos, der unsichtbaren Insel, auf.

Den Inder überlief es eiskalt, und sein Körper überzog sich mit einer Gänsehaut.

Da mußte in der Zwischenzeit mehr passiert sein, als er ahnen konnte.

Die Brasilianerin schien die Ungewißheit nicht mehr länger

ertragen zu haben. Demnach hatte auch sie den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh benutzt, um Hellmarks Fährte zu suchen.

Mahay war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig.

Er warf sich nach vorn und lief geduckt unter dem Hagel von Pfeilen auf die Brücke zu, die der jungen, grazilen Brasilianerin bisher einen gewissen Schutz geboten hatte.

Mahay warf sich hinter die gewölbeartig nach außen gebuchtete Wand der Felsenbrücke und sah Carminia im gleiche Augenblick ebenfalls zu Boden stürzen.

Mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen sah Rani, daß Carminia von zwei Pfeilen gleichzeitig getroffen – und wie ein Baum vom Blitz gefällt wurde.

In Carminias Herz und Hals bohrten sich tief die Pfeile.

*

Eine Sekunde lang schien alles Leben aus seinem Körper gewichen. Dann spannten sich Mahays Muskeln.

Er flog der Stürzenden förmlich entgegen und richtete sich dabei halb auf.

Im gleichen Augenblick fühlte er einen dumpfen Schlag gegen den Hinterkopf.

»Ein Pfeil!« durchzuckte es lautlos sein Bewußtsein.

Mahay torkelte und konnte sich nicht mehr fangen.

Die Hände noch helfend nach Carminia Brado ausgestreckt, fiel auch er, und brausende Finsternis brach über ihn herein.

*

Prinzessin Osira saß lange auf dem bequemen, gepolsterten Stuhl an dem kleinen Tisch neben dem Fenster, ehe sie die Papiere ordnete und nach ihrem Schreibzeug griff.

Die schöne Frau zeichnete saubere Kreise und Kurven auf einen Bogen und trug dann aus einer Tabelle Zahlen und Ziffern ein, die sie durch gestrichelte Linien miteinander verband.

Schließlich rückte sie ein kleines optisches Gerät in Fensternähe und blickte hindurch auf den sternenklaren Nachthimmel.

Mit einem Rotstift kennzeichnete sie bestimmte Zahlengruppen.

Das Schicksal aller Individuen stand in den Sternen geschrieben. Davon war sie überzeugt. Man mußte die Zeichen nur lesen können.

Leise murmelte sie die Zahlengruppen vor sich hin, und ihr Blick verlor sich schließlich auf dem Papier, auf dem die Kurven und Spiralen, die Tabellen und Punkte plötzlich vor ihren Augen zu verschwimmen schienen.

Sie sah die wirbelnde Tiefe des Kosmos vor sich – und die Kreise und Kurven, die Zahlen und Punkte bildeten verschwommene Bilder, die sie zunächst nicht zu deuten vermochte.

Die Szenen der Zukunft, die sich noch ereignen würden, bildeten sich ab.

Osira erblickte für Sekundenbruchteile die Gestalt ihres Mannes, der von schattenhaften Wesen umringt war, die sie auch dann nicht näher ausmachen konnte, als sie sich noch intensiver auf die von den Sternen kommenden Einflüsse konzentrierte.

Ghanor kämpfte wie ein Verzweifelter, und aus seinem Körper heraus wuchs plötzlich ein zweiter, der ihm aufs Haar glich.

Osira fuhr zusammen.

Was hatte das zu bedeuten?

Sie konnte die Bilder nicht deuten. Zum ersten Mal in ihrem Leben fiel es ihr schwer, einen Sinn zu erkennen.

Benommenheit und Konzentrationsschwäche lasteten wie Zentnergewichte auf ihrem Kopf und ihren Schultern.

Sie sah plötzlich das Gesicht ihres Gatten wie hinter brodelndem Nebel verschwinden. Dafür schälte sich aus dem Antlitz ihres Mannes ein anderes, fremdes Gesicht.

Ein sympathisches Gesicht, das sie irgendwann irgendwo schon mal gesehen hatte…

Und da fiel es ihr ein.

Das Gesicht des toten Mannes am Ufer des Schwarzen Flusses in der Todespyramide! Der blonde Fremde mit dem Schwert, den männlichen, markanten Zügen, die auch der Tod nicht hatte auslöschen können…

»Osira! Geliebte Osira!« wisperte da eine Stimme.

Die Prinzessin meinte, der Boden unter ihr würde sich öffnen.

Die Vision, die sie hatte, war so gewaltig, daß sich zum ersten Mal akustische Wahrnehmungen zeigten.

»Osira! Geliebte!«

Die Stimme kam nicht aus den Nebelfetzen vor ihren Augen.

Die Stimme – war hinter ihr, hier in diesem Raum.

Die Prinzessin wirbelte herum.

Sie brauchte nur die Hand nach ihm auszustrecken, um ihn berühren zu können. Der blonde fremde Mann mit dem braungebrannten, sympathischen Gesicht und dem Schwert am Gürtel stand vor ihr.

Osira schrie gellend auf.

»Osira!« wisperte der nächtliche Besucher entsetzt. »Ich bin’s – Ghanor!«

Sie schrie nur, während sie aufsprang und sich mit dem Rücken gegen die Wand preßte.

Grauen erfüllte sie, und sie fürchtete um ihren Verstand.

Ein Toter war zurückgekehrt – ein Fremder, den sie am Fuß der Todespyramide gesehen hatte und der nun von sich behauptete – Ghanor zu sein?

Ihre Schreie hallten schaurig durch die Nacht.

Der Mann in Björn Hellmarks Körper erschauerte.

Er sprang auf Osira zu, hielt sie fest und versuchte noch, ihr den Mund zuzuhalten, um ihre gellenden Schreie zu ersticken.

»Du bringst mich in Teufels Küche, Osira!« preßte er hervor. »Fürchte dich nicht! Ich muß mit dir sprechen. Es ist etwas Schreckliches passiert…«

Sie erkannte ihn nicht. Auch die Stimme war ihr fremd.

Er konnte sich nicht länger hier aufhalten. Die beiden Haupttüren wurden in diesem Moment aufgerissen – und herein stürzten die Wachen.

Die Szene, die sich ihren Augen bot, war eindeutig.

Ein Fremder befand sich in den Privatgemächern der Prinzessin.

Ghanor, in Hellmarks Körper eingesperrt, wußte, was das bedeutete. Für ihn und für sie: für Osira war es das Todesurteil. Das gleiche galt für ihn.

Gleich unter welchen Umständen immer ein Fremder in die Gemächer kam: Osira war daran nicht schuldlos. Auf normalem Weg konnte niemand die Gemächer betreten. Es sei denn, er kannte die geheimen Zugänge, die dem Prinzen bekannt waren.

Und genau das war der Fall!

In den Augen der Außenstehenden konnte nur Osira einem Fremden davon Mitteilung gemacht haben.

Ghanor in Hellmarks Körper warf sich herum.

Er hatte schon viel zuviel Zeit verloren. Im stillen schalt er sich einen Narren. Es war verkehrt gewesen, hier einzudringen. Er hätte sich denken können, daß Osira nicht in Ruhe auf seine Anwesenheit reagieren würde.

Aber die Sehnsucht! Er hatte ihr nicht widerstehen können. Wie ein innerer Zwang war es für ihn gewesen, ihren Namen zu flüstern und sie mit Geliebte anzusprechen.

So wie er aussah, konnte sie nicht Ghanor in ihm sehen. Er hatte sie unverantwortlicherweise in eine Situation gebracht, die er wahrscheinlich nie wieder gutmachen konnte.

Im Nu umringten ihn die Wachen.

Ghanor in Hellmarks Körper reagierte schnell und ohne zu zögern. Er nahm das Schwert des Mannes zur Hand, dessen Körper er unbeabsichtigt übernommen hatte.

Der blonde Eindringling schlug um sich. Hart klirrte das Metall des Schwertes an die langen, eisernen Speerstangen, die ihm

entgegengehalten wurden und mit denen man versuchte, ihm den Fluchtweg abzuschneiden. Niemand wollte ihn töten. Man wollte ihn lebend haben. Das Gesetz verlangte, daß Prinz Ghanor jenen Mann lebend zu Gesicht bekam, der die heimlichen Wege in das Gemach seiner Gattin genommen hatte.

Kein Mensch fragte hier nach Schuld oder Unschuld.

Ghanor mußte das Todesurteil sprechen. Und vor dieser Entscheidung konnte er sich nach seiner Rückkehr nicht drücken.

Das Volk wollte den Kopf des Eindringlings fallen sehen. Und Osira würde vor ihrer eigenen Enthauptung den Kopf ihres Geliebten einmal durch die ganze Stadt tragen müssen…

*

Der Gedanke daran brachte ihn fast an den Rand des Wahnsinns.

Sie war unschuldig. Sie hatte keinen Fremden empfangen und ihm nicht die geheimen Wege gezeigt. In Wirklichkeit war Ghanor bei ihr gewesen. Aber das konnte und brauchte sie nicht zu beweisen. Die eingedrungenen Wachen richteten sich nach dem Augenschein.

Selbst die Tatsache, daß sie geschrien hatte, würde nichts am Schicksal ändern. Das konnte nur bedeuten, daß sie noch, versuchte, sich zu rechtfertigen und es so hinzustellen, als wisse sie von alledem nichts, als wäre dieser Eindringling eben ohne ihr Zutun auf die Schleichwege gekommen.

Ghanor in Hellmarks Körper kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung, während seine Gedanken die tollsten Kapriolen schlugen.

Er trieb die Wächter zurück, rochierte, war mal hier und dann im nächsten Moment auf der anderen Seite des Kreises. Das Schwert des Toten Gottes wirbelte durch die Luft. Ghanor war erstaunt, mit welcher Leichtigkeit er es führen konnte und welche Treffsicherheit er damit erzielte.

Funken sprühten über die eisernen Speerstangen. Sie wurden den Wächtern förmlich aus den Händen gerissen.

Er machte im Kampf die Erfahrung, daß er zwar die gegnerischen Waffen zurückschlagen konnte, ehe sie ihn trafen, aber daß das Schwert jene nicht zu verletzen vermochte, die ihn angriffen.

Ganz deutlich konnte er sehen, wie die Schwertschneide schwungvoll auf das Schulterblatt eines Wächters herabsauste, der ihm bedrohlich nahe gekommen war. Unter normalen Umständen wäre das Schulterblatt glatt durchgesägt worden. Aber nichts dergleichen geschah.

Dieses Schwert konnte nicht verletzen, konnte nicht töten. Es beschützte seinen Träger – aber mit ihm konnte sich kein Blut

vergießen lassen.

Der so Getroffene taumelte zurück, als hätte die Faust eines Giganten ihn getroffen. Er stürzte zu Boden und griff sich an seine schmerzende Schulter.

Es gelang Ghanor in Hellmarks Körper den Kampf abzukürzen und sich mit einem Sprung in eine düstere Nische in Sicherheit zu bringen. Er drückte gegen das Mauerwerk, und ein geheimer Durchgang tat sich auf.

Ehe er im Dunkel der durch das dicke Mauerwerk führenden Gänge verschwand, warf er einen letzten Blick zurück auf die geliebte Frau, die, wie zur Salzsäule erstarrt, gegen die Wand neben dem Fenster gepreßt stand und glaubte, einen Alptraum durchzumachen.

Ghanor eilte in seinem fremden Körper die vertrauten düsteren Gänge entlang, die er als junger Mann kennengelernt hatte. Die Liebeswerbung um das andere Geschlecht hier in Lovon führte stets durch ein Labyrinth von Gängen, von denen nur ein einziger ins Ziel wies. Seit jeher fanden die jungen Adligen hier im Palast auf diese Weise den Weg zu der Auserwählten, und so war es nicht verwunderlich, daß ein Außenstehender vom Verlauf des Labyrinths nichts wissen konnte. Nur so war es verständlich, weshalb das alte Herrschergesetz so streng genommen wurde, und keiner nach irgendwelchen Gründen fragte oder Entschuldigungen gelten ließ. Nur den beiden Liebenden war das Liebeslabyrinth vertraut.

Ghanor jagte in die Dunkelheit.

Jeder Schritt, jede Nische war ihm hier vertraut.

Kleine leuchtende Punkte an den Wanden verbreiteten schwaches Licht, das gerade ausreichte, die Umrisse, Winkel und Bögen in den einzelnen Bezirken der Gänge zu erkennen.

Das Herrscherhaus bestand aus einem Doppelpalast.

Ghanor wußte, daß die Wachen nun andere Wächter alarmieren würden und sämtliche Ausgänge im Mauerwerk, die sowohl ins Innere des Schloßhofes als auch nach außen in die Wüste mündeten, innerhalb weniger Minuten besetzt seih würden.

Er würde seinen Häschern, denen eine Verfolgung durch das Labyrinth verboten war, dann auf alle Fälle genau in die Hände laufen.

Da kam er auf einen verzweifelten Gedanken.

Er benutzte einen Seitenstollen und passierte wenig später die Trennwand, welche die beiden Paläste abteilte.

In der einen Hälfte residierte nach dem Gesetz der vereidigte Herrscher. Das war in diesem Fall er, Ghanor. Die andere Palasthälfte gehörte Lugom, seinem Bruder, der an der Herrschaft gleichberechtigt gewesen wäre, hätte auch er eine Frau gehabt.

Doch Lugom war ledig geblieben.

Hinzu kam, daß sein Bruder über die Reformation in dieser Stadt anderer Ansicht war als er. Das allerdings hatte er, Ghanor, zu spät erkannt und schließlich am eigenen Leib zu spüren bekommen. Lugom war ein Abtrünniger, der die alten Mythen wieder einsetzen wollte. Sein Schlachtplan war dank Osiras Aufmerksamkeit und Intelligenz jedoch gescheitert.

Er war den Mächten zum Opfer gefallen, zu denen er Kontakt gesucht und gefunden hatte.

Welche geheimen Beschwörungen und Versammlungen Lugom in seiner Palasthälfte abgehalten hatte, das allerdings wußte niemand.

Ghanor war seit Jahren nicht mehr in diesem Palastbezirk gewesen.

Aber nun war dies das Mittel der Wahl.

Dort gab es zahlreiche Verstecke, in denen niemand ihn vermuten würde. Vergebens warteten die Wachen vor den möglichen Ausgängen, und da auch die Wächter in gewissem Sinn Außenstehende waren, wußten sie nicht, daß der Doppelpalast durch geheime Zugänge miteinander verbunden war.

Ghanor verschloß vorsichtig die steinernen Platten der Mittelwand und befand sich im nächsten Moment auf der anderen Seite des Palastes.

Er passierte Durchlässe und dumpfe, modrig riechende Kellerräume, jagte Treppen empor und verbarg sich schließlich in einem engen Turmzimmer, von dem aus er jedoch den Vorteil hatte, daß er durch ein dunkles Fenster hinausblicken konnte in die Nacht und die Dinge verfolgen, die sich dort abspielten…

*

Er sah die alarmierten Wachen an der langen Mauer außerhalb des Schloßhofes Stellung nehmen, er sah auch, wie Osira, an den Händen mit dem Gurt der Schänderin gefesselt, durch die einsamen Parkwege geschubst wurde, in denen sie so oft gemeinsam spazierengegangen und glücklich gewesen waren.

Jenseits des Palastes, in einem einsam stehenden Turm, der von Schlinggewächsen fast völlig überwuchert war, würde ihr Gefängnis sein. Zum erstenmal in der Geschichte derer von Lovon wurde eine Ehebrecherin, eine Schänderin, abgeführt.

Aber Osira war unschuldig. Und niemand wußte das besser als er.

Ghanor wischte sich mit der Hand über die schweißnasse Stirn.

Sein Herz schlug unruhig und schmerzte.

In welch eine Situation hatte er Osira und sich da gebracht?

Jetzt, da die Flucht hinter ihm lag, sah er, wie verworren sich die Dinge gestalteten.

Osira würde im Turm der Schänderin gefangen gehalten werden, bis der angebliche Prinz Ghanor von seiner Mission zurückkehrte. Und wenn er das Gesetz kannte, dann mußte und konnte er nur eine Entscheidung treffen.

Ghanor – in Hellmarks Körper – wußte nichts über die wahre Psyche jenes Mannes, mit dessen Ich er vertauscht wurde.

War er ein Abenteurer, der alles auf eine Karte setzte? Woher kam er eigentlich? Wenn dieser Mann, der seinen Körper besaß, es wollte, dann konnte er Osira und ihn zugrunde richten.

Das alte, grausame Spiel der Dämonen schien von neuem begonnen zu haben, und Ghanor zwang sich innerlich zur Ruhe, um die Dinge so klar wie möglich überblicken zu können.

Er konnte den Dingen nicht wider besseres Wissen ihren Lauf lassen.

Er konnte den Wachen, die durch ein verräterisches Geräusch und schließlich durch Osiras eigene Schreie in deren Privatgemach gestürzt waren, keinen Vorwurf machen. Diese Männer taten ihre Pflicht.

Sie hielten sich an das Gesetz.

Er, der sich hier verborgen hielt, war der einzige, der Aufklärung bringen konnte. Osira konnte niemals hingerichtet werden, wenn er bewies, daß er selbst Ghanor war! Aber eben diesen Beweis zu erbringen – darin lag das große Problem.

Auf keinen Fall konnte er Osira ihrem Schicksal überlassen. Es mußte Mittel und Wege geben…

Er kauerte neben dem Fenster und beobachtete die vergebliche Suche und das Warten auf ihn, und er sah wie die geliebte Gattin in den Schänderturm geschleppt wurde. Ohne Nahrung, ohne Getränke mußte sie die Stunde der Rückkehr des falschen, aber für jedermann äußerlich erkennbaren Prinzen Ghanor abwarten.

Welche Qual in dem engen, schmucklosen Turm, der frei zwischen den schattenspendenden Kronen der Bäume stand, so daß die Sonne ungeschützt tagsüber auf ihn herabstrahlte.

»Ich muß etwas unternehmen«, flüsterte er im Selbstgespräch vor sich hin. »Ich kann den Dingen nicht ihren Lauf lassen. Mir muß etwas einfallen…«

»Ich kann dir dabei helfen«, sagte da die Stimme hinter ihm. Sie klang kalt.

Ghanor wirbelte herum, und mechanisch zuckte seine Hand zum Schwert.

Er war nicht mehr allein in dem alten Turmzimmer.

Vor ihm stand eine dunkle Gestalt, die wie ein schwarzer, lichtloser Geist aus dem Boden gewachsen war und die schmale Turmtür fast völlig ausfüllte.

*

Ghanors Augen wurden schmal.

Er wich unwillkürlich einen Schritt zurück und versuchte, die Gestalt vor sich besser zu erkennen. Aber das war unmöglich. Es schien, als sei die Gestalt in einen schwarzen, kompakten Nebel gehüllt.

»Wer bist du?« Ghanor stellte seine Frage mit der fremden Stimme, die ihm nun zu eigen war.

»Es tut nichts zur Sache. Meinen Namen kann ich dir nicht nennen.«

»Dann hast du etwas zu verbergen«, stellte Ghanor fest.

»Möglich. Aber davon wollen wir doch nicht sprechen. Ich habe deinen Wunsch gehört und bin bereit, ihn dir zu erfüllen.«

»Dann – bist du ein Magier?«

»Ich bin ein Freund deines Bruders, wenn du es genau wissen willst.«

Ghanor lief es eiskalt den Rücken herunter.

Er mußte daran denken, daß er als ein anderer auf sein Gegenüber wirkte. Aber die Bemerkung paßte auch auf ihn als Ghanor.

»Du kennst meinen Bruder?« hakte er sofort nach, in der Hoffnung, die Ausführungen präzisiert zu bekommen.

»Ja. Er war der Herr dieses Hauses!«

Der andere wußte von seinem wahren Ich und sprach von Lugom, dem Abtrünnigen.

»Wenn du ein Freund bist des Mannes, der das Unheil heraufbeschwor, dann ist es mir die Zeit nicht wert, dich anzuhören.«

»Du riskierst einen großen Mund, Prinz… du siehst, ich habe dich erkannt, ich weiß, wer du in Wirklichkeit bist. Ich kann dafür sorgen, daß auch alle anderen dich so sehen, wie du bist. Und damit wäre dein Problem beseitigt, das du hast, das dich quält.«

Ghanor schluckte. Krampfhaft hielt er das Schwert umfaßt. Aber er wußte, daß er mit dieser Waffe einem Wesen der Art, wie es ihn eben ansprach, nichts zufügen konnte.

In diesem Teil des Palastes ging es um.

Lugom hatte die Geister der Dämonenwelt beschworen und die Tore zu den Wahnsinnsdimensionen Rha-Ta-N'mys wieder weit aufgestoßen, so daß die aus den schwarzen, widerlichen Tempeln Lovons Vertriebenen neu Fuß fassen konnten.

»Nein!« stieß er hervor. »Nein. Ich werde mich nicht mit dir einlassen… Lugoms Seele ist verloren, die meine werdet ihr nicht bekommen.«

Leises, dumpfes Lachen scholl ihm entgegen. Es klang, als ob

jemand aus der Gruft zum Leben erwacht sei und das mit geisterhaftem Kichern registriere. »Unter normalen Umständen – ja. Aber deine Seele interessiert mich nicht. Auch ich habe ein Problem – wie du. Wir könnten uns gegenseitig helfen. Du riskierst nichts.«

»Ihr, die ihr aus dem Reich der Finsternis kommt, sprecht mit Engelszungen, doch in Wirklichkeit preist ihr das Feuer der Hölle an.«

»Hör gut zu, was ich dir zu sagen habe, Prinz: Du willst die Geliebte vor dem sicheren Tod erretten und du willst beweisen, daß du selbst es warst, der vor Sehnsucht nach ihr verbrannte, der sie einfach sehen mußte… Das kann ich dir geben. Das ist mein Angebot.«

»Was erwartest du als Gegenleistung?«

»Eine Kleinigkeit nur. Grabe hier auf dieser Seite des Hofes, der daß Eigentum deines Bruders Lugom ist, ein großes Loch.«

»Das ist alles?«

»Du hast mich nicht ausreden lassen… In dieses Loch gib hinein: das Schwert, das dir nicht gehört, und den Beutel, den du am Gürtel trägst. Dann wirf die Erde wieder auf diese Dinge und schließe das Loch. Gib drei große, spitze Steine darauf und richte die Spitze gen Norden… das ist alles.«

»Das ist alles?« Ghanor glaubte sich verhört zu haben.

»Ja.«

»Was bewirkst du mit diesem bösen Zauber? Etwas steckt doch dahinter?«

»Ja, aber das brauchst du nicht zu wissen.«

Ghanor wurde mißtrauisch. Er sollte Schwert und Utensilienbeutel vergraben. Wenn die von der anderen Seite etwas verlangten, dann steckte eine bestimmte Absicht dahinter.

Er erinnerte sich an die seltsame Reaktion des Schwertes, die während seines Kampfes mit den eingedrungenen Wächtern aufgetreten war.

Das Schwert tötete und verletzte nicht!

Die Geister der Finsternis waren interessiert daran, etwas verschwinden zu lassen.

Er betrachtete das Schwert genau.

Was gab es Besonderes daran?

Er hob den Blick und sah die dunkle, gesichtslose Gestalt an. Er glaubte so etwas wie Unruhe wahrzunehmen, die ihn beinahe körperlich befiel.

»Denk an Osira«, murmelte die Gestalt.

Er registrierte die Reaktion genau, nestelte an dem kleinen Lederbeutel herum und öffnete ihn.

Die Unruhe, die ihm entgegenschlug, wuchs.

»Laß ihn geschlossen!« Die Stimme klirrte wie Eis.

»Warum?« Plötzlich bereitete ihm dieses undurchsichtige Spiel so

etwas wie Freude. Er spürte, er besaß Macht, ohne jedoch etwas Näheres damit anfangen zu können.

Die finsteren Mächte waren an den Utensilien interessiert, die er mit dem Körper des unbekannten blonden Mannes erworben hatte.

»Ich sagte dir, ich hätte ein Problem. Gut, du sollst es kennenlernen«, fügte die schwarze Gestalt plötzlich hinzu. »Das Schwert und die Utensilien in diesem Beutel stellen eine direkte Gefahr für mich dar. Beseitige diese Gefahr, und ich werde dir jeden Wunsch erfüllen.«

Ghanors Hirn fieberte.

Es gab für ihn in diesen Sekunden nicht mehr den geringsten Zweifel daran, daß das schwarze Gespenst die Wahrheit sagte.

»Demnach war der, in dessen Körper ich schlüpfte, nicht auf deiner Seite, Dämon. Er hätte dich – töten können, nicht wahr?«

»Nicht töten! Er war in der Lage, mir Schmerzen zuzufügen. Die Kunst seiner Macht – gegen das, was du erwartest, ist das kein faires Angebot?«

Es war verlockend. Im stillen spielte Prinz Ghanor mit dem Gedanken, auf den Handel einzugehen.

Aber er war vernünftig genug, auch jener Stimme in sich Gehör zu schenken, die da etwas ganz anderes verlangte.

Die Vergangenheit dieser Stadt hatte bewiesen, daß diejenigen verloren waren, die zu leichtfertig mit denen aus einer jenseitigen Dimension verkehrten.

Sie konnten Macht verleihen. Aber man mußte selbst dabei zum Teufel werden, um die ganze Fülle des Grauens verbreiten zu können.

Ghanor hatte sich aber zu weit entfernt von denen, die seine Vorväter noch verehrten und anriefen. Er dachte und fühlte anders.

Er öffnete den Lederbeutel und griff hinein.

Schon unmittelbar nach seinem Erwachen in diesem Leib hatte er den Inhalt des Beutels einer näheren Prüfung unterzogen. Er wußte nichts anzufangen mit den Dingen, die darin steckten: da war ein verkorktes Fläschchen mit einer wohlriechenden Flüssigkeit, da gab es drei faustgroße rubinartige Steine und ein unscheinbares, graubraunes Tuch, das auf einer Seite zusammengenäht war, als müsse man es bei Bedarf über irgend etwas stülpen.

Ursprünglich beabsichtigte er, diese unnützen Dinge, deren Sinn er nicht verstand, einfach wegzuwerfen. Aber dann behielt er sie doch bei sich, einfach dem logischen Gedanken folgend, daß derjenige, der sie bei sich getragen hatte, etwas damit bezweckte. Und dieser andere war nun – äußerlich – er!

»Was ist es, das dich am meisten erschreckt?« fragte er mit fester Stimme. »Sind es die Steine? Ist es die Flüssigkeit? Oder ist es dieses kleine Tuch?«

Mit diesen Worten zog er den Fetzen, der an einen abgeschnittenen Nylonstrumpf erinnerte, aus dem Utensilienbeutel.

»Nicht!«

Der Dämon brüllte. Seine schwarzen Arme fuhren in die Höhe, und ein plötzliches Rauschen erfüllte die Luft.

Der schwarze, kompakte Nebel lockerte sich auf, warf Blasen und verfärbte sich in eitriges Gelb.

»Aaaaaaaagggghhhh!« Der Entsetzensschrei des Gespenstischen hallte durch das Turmzimmer. Die Gestalt hatte zu spät reagiert und offenbar erwartet, daß es der Prinz doch nicht wagen würde, dem verlockenden Angebot zu widerstehen. Diese Fehleinschätzung brachte dem aus der Sippschaft der niederen Dämonen, die sich auf dieser Seite des Schlosses aufgrund der Tätigkeit Lugoms eingenistet hatten, den Tod.

Der Körper blähte sich auf, fiel dann in sich zusammen, und ätzender Schwefelgestank stieg Ghanor in die Nase, daß er sich angewidert abwenden mußte.

Der Dämon löste sich schrill kreischend auf, und Ghanor hielt nur jenen Stoffetzen in der Hand, der diese außergewöhnliche Situation offensichtlich auslöste.

»Nicht nur du fürchtest die geheimen Kräfte, die in diesem Beutel verborgen sind«, sagte er triumphierend. »Ihr alle fürchtet sie! Nun weiß ich, worauf ihr aus seid. Als der Mann, dessen Körper ich erfülle, noch den eigenen Leib beseelte, da konntet ihr nicht an ihn heran. Ihr wußtet, wie er reagieren würde. Bei mir habt ihr eine Chance gesehen. Euer Angebot sollte mich über eure wahren Absichten täuschen. Wer weiß, wie ich geendet wäre, hätte ich mich auf den Handel eingelassen. – Osira zu retten ist meine Absicht, und ich werde alles daransetzen, diese Absicht zu verwirklichen. Aber dazu brauche ich euch nicht. Ich will und werde es aus eigener Kraft schaffen – so wahr ich Prinz Ghanor von Lovon bin!«

Er verstaute die unscheinbare Dämonenmaske, deren unverhüllter Anblick einem rangniederen Geist die Existenz gekostet hatte, wieder in dem Beutel und bedauerte, daß er den Mann, in dessen Leib er leben mußte, nicht näher kannte – nicht näher kennengelernt hatte.

Er war ein Fremder, der von irgendwoher aus einem unbekannten Land oder von einem unbekannten Stern nach Helon 4 gekommen war.

Aber dieser Fremde wurde ihm mit einem Mal vertraut. Sie waren sich offenbar in einer Sache sehr ähnlich. Irgendwo berührten sich ihre Interessenpunkte…

*

Als er die Augen aufschlug, schimmerte ein sanftes Blau über ihm.

Schlagartig wurde ihm klar, daß er sich an einem anderen Ort befinden mußte als an dem, wo er sich zuletzt aufhielt.

Er war nicht tot?!

Dies war der zweite Gedanke, der ihn mit Verwunderung durchschauerte.

Der Inder richtete sich auf.

Langsam ließ er den Blick in der Runde kreisen.

Die Bäume und das Buschwerk rundum waren ihm unbekannt. Er mußte an den nackten Fels denken, an die gurgelnden, dampfenden Lavaströme unter der gebogenen Brücke, an die unheimlichen, pfeilabschießenden Pflanzen – an Carminia Brado!

Nichts mehr von alledem war hier noch vorhanden.

Mahay wischte sich über die Augen und begriff überhaupt nichts mehr.

Angefangen hatte es mit Björn. Wohin war er geflohen? Warum war er geflohen? Diese ganze verwirrende Geschichte ging ihm nicht in den Kopf.

Der Inder erhob sich. Die Mauer aus Schlingpflanzen und buschartigen Gewächsen war nicht so dicht, daß er ein Buschmesser hätte besitzen müssen, um sich hier einen Weg zu bahnen.

Nachdenklich und ernst, wie man ihn selten gesehen hatte, schritt Rani zwischen den Pflanzen dahin und sah schon von weitem die seltsamen Hütten, die Pflanzenform hatten und sich dadurch kaum von ihrer natürlichen Umgebung abhoben.

Er verhielt in der Bewegung.

Ein Dschungeldorf!

Hatten ihn die Bewohner dieses Dorfes auf der Brücke gefunden und auf den weichen Moosteppich geschleppt, um ihn zunächst zu beobachten?

Dann waren sie ihm nicht feindlich gesinnt, dann war es die unfreundliche Natur, die ihn an einem anderen Ort angegriffen hatte.

Die Pfeile aus den Blütenkelchen… was für eine Bedeutung hatten sie, wer sorgte dafür, daß sie ausgelöst wurden?

Das verzerrte Gesicht der stürzenden, sterbenden Carminia ging ihm nicht aus dem Sinn.

War nicht auch er von einem Pfeil getroffen worden?

Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Hinterkopf. Die Stelle fühlte sich taub und ein wenig geschwollen an.

Mahays Augen wurden schmal.

War er niedergeschlagen worden? Demnach wäre all das andere, was er bisher erlebt hatte – nur alptraumhafte Visionen gewesen, die ihn ablenkten von der Wirklichkeit?!

Er beschloß, auch weiterhin auf der Hut zu sein, sofern ihm das

unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war.

Diese rätselhafte Insel, die er Skyx nannte, barg offenbar eine Reihe sehr seltsamer Geheimnisse.

Was hatte sie mit Björn und Carminia zu tun?

Fest schien zu stehen, daß sich beide hier schon mal aufgehalten hatten – oder noch aufhielten, daß sie aber vor ihm flohen…

Er näherte sich dem Dschungeldorf bis auf Steinwurfweite.

Kleine runde Fenster und verhältnismäßig niedrige Türen befanden sich in den Gebäuden, die an überdimensionierte Pflanzenstengel und Baumstücke erinnerten. Manche unterschieden sich deutlich von ihnen und wiesen Pilzform auf.

Ein Gebäude gab es, das alle anderen an Größe und Form überragte.

Es war pilzförmig und wie eine Pagode mehrfach überdacht. Zwischen den einzelnen Dachstufen befanden sich schmale Stiegen, die aus einem bastähnlichen Material geflochten waren.

Das Dorf lag völlig verlassen unter dem gedämpften Sonnenlicht, das durch das Blätterdach drang.

Ein neuer Tag war angebrochen. Demnach war er, Mahay, mindestens eine Nacht lang ohne Bewußtsein gewesen.

Aber selbst daran fing er schon wieder zu zweifeln an.

Er war bereit anzunehmen, daß alles auch nur ein Traum gewesen sein könne. Ein Traum – ausgelöst durch die Schwäche nach dem kräftezehrenden Weg durch den sturmgepeitschten Ozean, ausgelöst möglicherweise auch durch die seltsamen Umweltbedingungen, durch die Atmosphäre, die hier herrschte.

Er war Tamuur, dem Scharlachroten, begegnet, der Ullnak beherrschte. Der hatte einen weiten Arm und liebte es, seine Opfer zu quälen. Gehörte diese Insel doch noch zum Einflußbereich Tamuurs, und hatte der sich möglicherweise nur ein grausiges Spiel ausgedacht, um diesen Mann, der eine abenteuerliche Flucht in die Ungewißheit vorgezogen hatte, wie eine Marionette zu bedienen?

Er teilte die Büsche, um endlich in das gespenstisch ruhige und offensichtlich verlassene Dorf zu gehen.

Da vernahm er Rascheln und leises, gefährliches Zischeln…

Sein Kopf flog herum.

Im gleichen Augenblick löste sich eine gewaltige, mannsstarke Schlange aus der Krone eines der mächtigen Bäume.

Mahay hörte es noch klatschen.

Im nächsten Moment lag das schwere Tier auf seinen Schultern und zwang ihn zu Boden. Blitzschnell ringelte sich das kraftvoll schlagende Unterteil des Reptils um seine Arme, Hüften und Beine.

Zwei Sekunden später war von Mahay kaum mehr etwas zu sehen.

Er kämpfte wie ein Verzweifelter um sein Leben.

Seine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, seine Lungen keuchten, Schweiß perlte auf seiner Stirn. Es gelang ihm mit äußerster Kraftanstrengung einen Arm frei zu machen und seine Hand in den Leib des ungeheuer großen Reptils zu krallen. Der harte Chitinpanzer zuckte und wand sich um seinen Leib, und er fühlte sich im Zugriff der Riesenschlange wie eine Maus unter dem Elefantenfuß, der ihn langsam und mit Bedacht in den Boden zu stampfen beabsichtigte.

Der Druck, der auf seinen Körper ausgeübt wurde, ließ sich kaum noch ertragen.

Mahays Augen traten hervor, die Luft wurde ihm knapp, sein Brustkorb wurde zusammengequetscht wie zwischen zwei Mühlsteinen.

Das war das Ende!

Das Blut rauschte in seinen Ohren, und vor seinen Augen begann alles zu kreisen.

Mahay wußte, daß er nie die Kraft aufbringen würde, sich diesem Ungetüm gegenüber zu behaupten.

Nicht mit körperlicher Kraft!

Aber für ihn, den Koloß von Bhutan, der viele Jahre lang in einem Zirkus auftrat und ungezähmte Raubkatzen mit seinem bloßen Willen kontrollierte und in der zum Zuschauerraum ungeschützten Manege hielt, gab es noch eine andere Möglichkeit.

Wenn diese Bestie kein Dämon, sondern ein natürliches Geschöpf aus Fleisch und Blut war, dann hatte er doch noch eine Chance!

Schon erlahmten seine Muskeln. Der enorme Sauerstoffverlust machte sich bemerkbar.

Mit letzter Kraft konzentrierte Rani sich auf das Unwesen, das sich nun fast völlig um seinen Körper gewickelt hatte. Er konnte nicht mehr nach Atem ringen und war unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Es schien, als wolle die Riesenschlange sich ihn durch alle ihre Poren gleichzeitig einverleiben.

Es kostete ihn unendliche Anstrengung, sein umnebeltes Bewußtsein zu aktivieren und sich ganz auf das Geschöpf zu konzentrieren, das nach seinem Leben trachtete.

Weg! schrie es in ihm! Du kannst mich nicht töten… du mußt locker lassen, locker lassen…

Mit diesen Worten dachte er gleichzeitig auch an die Situation, die dabei eintreten mußte. Er stellte sich ganz intensiv vor, wie der Körper der Schlange sich von ihm löste, wie ihre enormen Muskeln sich lockerten, wie der Körper weich und geschmeidig wurde und nicht länger diesen unerträglich tödlichen Druck auf ihn ausübte.

Diese bildlichen Vorstellungen waren es, die er mit der ganzen Kraft seines hypnotischen Willens auf das kleine Hirn der Schlange abschleuderte.

War er noch kräftig genug, soviel Energie aufzubringen, in den Geist der Schlange seine Bilder zu tragen und sein Wollen verständlich zu machen? Oder litt sein betäubtes Hirn schon unter dem zunehmenden Sauerstoffmangel?

Da – glitt der Körper nicht von ihm ab? Lockerte sich der Druck nicht?

Er konnte wieder atmen! Tief und gierig sog Mahay die würzige Luft in seine Lungen.

Das riesige Tier rollte an ihm herab, als wäre sein Körper in Öl getaucht und zu glitschig, um sich an ihm zu halten.

Das riesige Tier fauchte und zischte, und seine lange Zunge schnellte aus dem breiten, mit zwei dicht hintereinander liegenden Zahnreihen besetzten Maul.

Rani Mahay hockte schweratmend auf dem moosigen Boden.

Die Schlange umgab ihn noch immer, und er saß zwischen ihrem zusammengeringelten Körper wie auf einer kleinen Insel.

Die sich bewegenden fleischigen, chitinüberzogenen Muskelmassen zuckten und befanden sich in heftiger Erregung. Um ihn quoll und wogte es. Es schien, als sauge sich die Bestie mit Sauerstoff voll, nahm an Volumen zu, richtete ihr breites, aufgerissenes Maul gen Mahay und schnellte nach vorn.

Der Inder sah den widerlich stinkenden Rachen auf sich zukommen, der groß genug war, um seinen Kopf bequem zu verschlucken.

Scharf und konzentriert erfolgte Ranis Vorstellung.

Die Schlange riß ihren Kopf empor, als befände sich da über ihr plötzlich ein Feind, den sie fürchten mußte, den sie nicht aus den Augen verlieren durfte.

Mahay wußte nicht, wie lange er den Befehl aufrechterhalten konnte. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß die hypnotischen Einflüsse auf die Bestie nur von geringer Dauer waren.

Er mußte sich auch noch körperlich zur Wehr setzen, wollte er dieses schreckliche Abenteuer heil überstehen.

Er nutzte den Augenblick der Irritierung und sprang empor.

Wie ein Pfeil schnellte er auf die Schlange zu, klammerte sich mit aller Kraft mit beiden Armen um ihren Hals und drückte zu.

Er kämpfte körperlich und geistig gegen den gewaltigen Widersacher und fragte sich, wie oft und wie lange er auf dieser unheimlichen Insel noch derartigen Prüfungen ausgesetzt sei.

Das Tier schlug um sich. Mahay wirkte wie ein Anhängsel an diesem unförmigen, glitschigen, chitinüberzogenen Leib, und es war wie ein Wunder, daß er nicht weggeschleudert wurde.

Mit seinem starken hypnotischen Willen, mit dem er Eingang fand in das tierische Bewußtsein, konnte er einen großen Teil der Mordgier

und Angriffswut im Keim ersticken. Das gereichte ihm schließlich zum Vorteil.

Mit seinem ganzen Gewicht hing er an dem dicken, zuckenden Hals und übte einen ungeheuren Druck aus, um der Bestie die Luft abzustellen.

Dann war es soweit.

Die Riesenschlange schüttelte sich. Ein Zittern lief durch ihren Leib, der Kopf klappte mit dem weit aufgerissenen, blutroten Rachen nach vorn und dann erschlaffte der Riesenkörper. Das Leben wich aus ihm.

Schwer wie ein Felsblock legte das Tier sich zur Seite, und Mahay lief Gefahr, von dem massigen Körper erschlagen zu werden.

Der Inder wich aus.

Dumpf schlug die tote Bestie auf den Moosboden, auch im Tod den Rachen noch weit geöffnet.

Schweratmend und schweißüberströmt lag Mahay nur wenige Zentimeter von dem schlaffen Leib entfernt und brauchte Minuten, um wieder zu Kräften zu kommen.

Leise, tapsende Schritte rissen seine Aufmerksamkeit empor.

Aus schattigen Winkeln der in allen Grün- und Braunfarben schimmernden, fremdartigen Gewächse lösten sich Gestalten.

Menschen! Eingeborene!

Sofort rappelte der Inder sich auf und stand auf unsicheren Beinen.

Die Gestalten waren etwa einssechzig groß und von fahlgrüner Farbe, so daß sie sich von ihrer natürlichen Umgebung kaum abhoben. Die runden Köpfe waren behaart. Es war ein dünnes, faseriges Haar, das an Pflanzenfarbe erinnerte. Auch die Augen waren rund, dunkel und unergründlich. Die Eingeborenen umringten ihn. Sie waren alle bewaffnet, und ihre Körper waren mit verschiedenfarbigen und verschiedenartigen Symbolen bemalt. In schmalen, hohen Köchern steckten lange Pfeile, und in den Händen trugen die Fremden verzierte Bogen, die von großem handwerklichem Können kündeten.

Die hohen, glatten Stirnen verliehen den Gesichtern einen intelligenten Ausdruck, zu dem die klugen Augen paßten.

Im Nu befand sich Rani Mahay mitten im Kreis der Fremden, aus dem einer sich löste.

Er unterschied sich von seinen Stammesangehörigen dadurch, daß er das dünne Haar zu einem Zopf geflochten hatte, so daß sein grünliches, rundes Gesicht einen chinesischen Einschlag bekam.

»Du hast die Ysgar-Schlange getötet…«, sagte der Eingeborene mit dumpfer Stimme und wirkte scheu, ratlos und glücklich zugleich. »Du bist ein Gott – du bist unser Retter – du hast die Gefahr gebannt. Wir danken dir!«

Ehe er es verhindern konnte, geschah es.

Die ihn umringenden Eingeborenen fielen auf die Knie wie ein Mann. Einige fanden den Mut, sich nach vorn zu beugen und wollten seine Füße küssen.

»Ich bin kein Gott!« rief Mahay aus. »Ich bin ein Mensch – wie ihr.«

Sie ließen ihn nicht zu Worte kommen.

Er stand da, selbst überrascht und verwundert über die veränderte Situation und die völlig neue Lage, mitten im Kreis der fahlgrünen Eingeborenen, die ihn vorsichtig berührten und sich ehrfürchtig verneigten.

Sie umtanzten ihn und die erlegte Ysgar-Schlange.

Der Eingeborene mit dem Zopf, der offenbar eine führende Sonderstellung einnahm, lächelte erleichtert.

»Sie sind glücklich… sie sind es alle. Wir fürchteten schon das Schlimmste. Auch der Magier-Priester Chhlom wußte sich keinen Rat mehr. Es ist die dritte Schlange innerhalb weniger Tage, die das Dorf gefunden hat. Das ist ungewöhnlich. Unsere Waffen verfehlen ihre Wirkung. Sie holt sich hier ihre Opfer oder richtet schreckliche Verwüstungen im Dorf an. Wir fürchteten auch heute wieder das Schlimmste. Doch du hast die Gefahr gebannt.«

Mahay murmelte irgend etwas vor sich hin, schob die fahlgrünen Menschen behutsam zur Seite und ließ sie wissen, daß sie ihn nicht verehren mußten. Aber sie wollten nicht hören.

Aus den schattigen Verstecken, aus getarnten Erdlöchern krochen sie hervor wie Wesen aus der Tiefe. Frauen und Kinder befanden sich darunter. Und der die Häuptlingsrolle innehatte, rief seine Freunde immer wieder her und ließ sie den großen, breitschultrigen Mann bewundern, der ihr Retter war.

Der Inder begriff schließlich, daß alle Maßnahmen dieser Menschen bisher wirkungslos geblieben waren. Die Ysgar-Schlange war das Urbild der Angst und des Bösen, das hier auf dieser friedlichen, paradiesischen Insel seit jeher existierte.

Anfangs – so konnten sich alle erinnern – war die unheimliche Riesenschlange, die kein Pfeil zu durchbohren vermochte, immer noch am Uferrand aufgetaucht und hatte die badenden Skyx-Eingeborenen dort aus den Wassern vertrieben.

Die Schlange kam aus dem Meer – oder von dem fernen Land jenseits des Ozeans, über das niemand etwas Genaues wußte.

Mahay kam aus den Überraschungen nicht mehr heraus.

Da war zunächst die Feststellung, daß diese Insel in der Tat Skyx hieß! Diesen Namen hatte er doch im Windspiel sphärischer Harfen- und Saiteninstrumentenklänge vernommen.

Er erfuhr, daß die Stimme des Chhlom so klang, wenn er sich in bester Stimmung befand und die bösen Geister, die von der Insel Besitz ergreifen wollten, damit beeindruckte oder zurückwies.

Aber es sah ganz so aus, als ob die Kraft des Chhlom schwächer wurde. Die gefürchteten Ysgar-Schlangen kamen immer tiefer in das Landesinnere, und das Volk der Skyx-Eingeborenen beklagte schon zahlreiche Opfer. Vor allem waren es immer wieder Frauen und Kinder, die die Schlange sich holte und verschlang, ehe sie wieder ins Meer tauchte bis zum nächsten Mal.

Seit geraumer Zeit lebte dieses friedliche Volk in Angst und Grauen. Es verstand die Entwicklung und den Sinn nicht, und vor allem war es L'Thar, dem Häuptling, ein Rätsel, weshalb die jahrhundertealte Macht des geheiligten Chhlom so nachließ, weshalb seine bannenden Gesänge die fremden Geister, die das Land jenseits der Insel beherrschten, nicht mehr absolut zurückzuschleudern vermochten.

Mit Jubel und Gesang wurde Mahay in das Dschungeldorf begleitet.

Die Menschen hier lebten einfach und bescheiden, obwohl sie keine Primitiven waren, wie der Inder sehr schnell feststellte.

Die Einrichtungsgegenstände und die künstlerische Gestaltung der Innenräume, die Formen der Statuen und die Bilder zeigten, daß diese Menschen auf ihrer einsamen Insel einen hohen Stand der Entwicklung erreicht hatten.

Technik existierte nicht. Aber das war kein Gradmesser für Geist und Können.

Die Skyx-Bewohner ernährten sich hauptsächlich von Wurzeln und Früchten, die hier in Hülle und Fülle existierten. Ihre natürliche, reine Umwelt brachte es mit sich, daß keiner von ihnen in irgendeiner Form erkrankt war. Sie waren ein Teil dieser Insel, ein Teil dieser blühenden, jungen Natur.

Pfeil und Bogen gab es erst seit kurzer Zeit, nämlich erst seit jenen Tagen, da man erschreckt feststellen mußte, daß die gefürchtete Ysgar-Schlange ins Inselinnere kam.

Wo Feinde auftraten, mußten sie bekämpft werden. Die Logik und die Vernunft sprachen einfach dafür.

Aber die Ysgar-Schlange war unverletzbar. Zumindest richteten die bisher bekannten und eingesetzten Waffen nichts aus. Das wiederum ließ den Schluß zu, daß die Ysgar-Schlange magischen Ursprungs war und mit Mitteln bekämpft werden mußte, die nur Chhlom bekannt waren.

Rani wurde gefeiert wie ein Held. Auf sauberen Schalen, die an polierte Muscheln erinnerten, reichte man ihm frisches Wasser und wohlschmeckende Obstsäfte. Er erhielt farbige Beeren, die so groß waren wie Tomaten und süß und fruchtig schmeckten. Er war schnell gesättigt, und obwohl er zuvor Appetit gehabt hatte auf ein saftiges Steak, war er zufrieden und spürte nicht mehr das Verlangen, etwas

anderes essen zu wollen.

Das Dorf war größer, als er zunächst angenommen hatte.

Das Innere der Behausungen sah glatt und geschält aus wie der Stamm eines besonders schön und gerade gewachsenen, überdimensionalen Baumes.

Er war erstaunt über die Fülle des Wissens, das diese Eingeborenen besaßen, und die man einfach nicht mit den Eingeborenen vergleichen konnte, welche heute noch am Rand der Zivilisation im irdischen Dschungel ein mehr oder weniger an Entbehrungen reiches Dasein fristeten.

Die Intelligenz dieser Fahlgrünen reichte weit. Sie wußten über die Bedingungen Bescheid, die jenseits ihrer paradiesischen Welt sich abspielten, und sie machten dafür die erstarkende Kraft Tamuurs, des Scharlachroten, verantwortlich.

Auch hier war er nicht unbekannt.

Mahay kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Ihm wurde mitgeteilt, daß Skyx seit jeher eine uneinnehmbare Festung gewesen sei, daß Tamuurs Magie offenbar die Ysgar-Schlangen aus dem Meer rufen und zwingen konnte, Opfer in die Bevölkerung Skyxs zu tragen.

Das gute Einvernehmen, das er zu seinen Gastgebern fand, war ein Punkt, daß er es wagte über die Dinge zu sprechen, die ihm seit seiner Anwesenheit auf der Insel begegnet waren.

L’Thar und dessen Berater sowie seine Frau und seine beiden Söhne hörten aufmerksam zu. Sie konnten mit den ausführlichen Schilderungen, die Mahay gab, nichts anfangen.

»Hier auf der Insel gibt es keine solche Landschaft«, mußte er sich sagen lassen.

Keine bizarren Felsenformationen, keine Felsenbrücke, keine Pflanzen, die wie Soldaten diesen Brückenübergang bewachten, unter dem glutflüssige Lava floß.

Er beschrieb die junge Brasilianerin, der er gefolgt war – und er beschrieb den blonden Mann, der zwischen dem Buschwerk auftauchte und sich schließlich im Dickicht versteckte.

Also doch – Halluzinationen?

Mehr denn je war er überzeugt davon, daß es so war und nicht anders, daß das wahre Gesicht dieser Insel jedoch nicht so aussah, wie es sich ihm jetzt im Volk und im Wesen der Skyx auf Skyx darstellte.

Hier verbarg sich noch etwas anderes – etwas, das auch die Skyx nicht kannten.

Und dem wollte er auf den Grund gehen.

*

Seinem Gefühl nach waren zwei Stunden vergangen, die er inzwischen in der Behausung des Häuptlings zugebracht hatte. Diese Zeit trug mit dazu bei, sein Bild von den Skyx weiter zu vervollständigen.

Da er den Intelligenzgrad dieses hochentwickelten Volkes jetzt eher abzuschätzen vermochte, verwunderte es ihn auch nicht mehr, weshalb er anfangs meinte, ungebildeten Wilden in die Hände gefallen zu sein, die in ihm einen Gott sahen.

Mit dem Begriff Gott bezeichneten sie alles, was ihnen sympathisch war und ihnen half, mit Dämon alles, was ihnen unheimlich vorkam und sie in irgendeiner Form verletzte.

So war die Ysgar-Schlange für sie ein Dämon, ebenso Tamuur, der Scharlachrote, der in ihren Legenden und Sagen eine große Rolle spielte und dem man zutraute, daß er eines Tages auch von diesem friedlichen Eiland Besitz ergriff.

Als Rani seine Behausung zugewiesen bekam, war er zum ersten Mal allein mit L'Thar, dem Häuptling.

Der weise Mann mit dem langen, geflochtenen Zopf zeigte ihm den Schlaf- und Aufenthaltsraum, auch den Malraum. Hierbei handelte es sich um eine Art Atelier, in dem es Farbtöpfe, Pinsel und eine aus Pflanzengewebe bestehende Leinwand gab, damit der hier Lebende in Muße all das malen konnte, was ihm gerade in den Sinn kam. Das Malen, Töpfern und Bauen schien zu den Hauptbeschäftigungen der Skyx zu gehören.

»Solange du hier bleiben willst – steht dir dieses Haus zur Verfügung«, sagte L'Thar.

Das Haus war kegelförmig und mit einem pilzähnlichen Dach versehen.

Mahay nickte nur, sagte aber nichts. Von Wollen konnte keine Rede sein. Er mußte wohl oder übel hier bleiben. Er hatte es nicht schlecht getroffen – aber auf die Dauer würde diese kleine Insel keine Bleibe für ihn sein. Sobald er die geringste Chance erblickte, Hellmarks Spuren zu folgen, würde er das tun.

L'Thar versuchte seinem Gast jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

Er wollte ihm nach der Vernichtung der Ysgar-Schlange alles zugute kommen lassen, was in seiner Macht stand.

Die Skyx verbrachten die lange Dschungelnacht in ihren Häusern in urgemütlich eingerichteten Schlafnischen. Für die Körpergröße der Skyx waren diese Nischen ausreichend und geräumig. Für den beinahe Zweimetermann Mahay aber ergaben sich Probleme. Er hätte sich zusammenrollen müssen wie ein Igel, um die ihm zugewiesene Schlafnische benutzen zu können.

L'Thar sorgte umgehend für Abhilfe. Wenig später meißelten und

hämmerten drei Eingeborene in der neuen Wohnung Mahays herum, vergrößerten die Schlafnische, kleideten sie mit neuen weichen Polstern aus, und zwischendurch erfuhr der Inder, daß dies das Lieblingsgebäude L'Thars war, in das er sich zurückzog, wenn der Tag mal besonders anstrengend für ihn gewesen war.

Und die Tage für L'Thar wurden immer anstrengender. Die Beratungen, die er mit seinen Ratgebern und Dorfältesten führte, nahmen derzeit mehr Zeit in Anspruch als die Mußestunden an der Staffelei.

Die Tatsache, daß des öfteren Ysgar-Schlangen ins Inselinnere kamen und Chhlom sie nicht mehr zurückbannen konnte, schuf Bedrückung und Hektik, veränderte das liebliche Inseldasein, das keiner von ihnen missen mochte.

Sie alle hier – einschließlich der friedlichen Natur, die sie umgab und in der sie ihr Leben lebenswert fanden – waren eine große Gemeinschaft.

Die Skyx bildeten eine große Familie, sie lebten wie ein Stamm, in dem jeder mit jedem verwandt war.

Das Verhältnis, das sie miteinander hatten, war nur schwerlich mit menschlichen Maßstäben zu bemessen.

Alle Hütten im Dorf waren untereinander verbunden. Überdachte, aus Pflanzenfasern geflochtene, Brücken führten von den einzelnen Behausungen weg und in andere hinein. Jeder konnte jeden besuchen, wann immer es ihm paßte. Doch bei der Intelligenz und dem Lebensstandard, den die Skyx besaßen, war nicht anzunehmen, daß sie ein wildes, ungeordnetes Leben führten. Vielmehr sah es so aus, als ob die Stunden und Zeiten, in denen sich die einzelnen Familien sahen und trafen und ihre Gedanken über ihre musischen Künste austauschten, festgelegt waren.

Ganz klar blickte Rani nicht dahinter, aber das interessierte ihn auch wenig.

Es gab Wichtigeres, das ihn beschäftigte.

L'Thar musterte den großen, breitschultrigen Mann mit der prachtvollen Glatze nachdenklich. Der Skyx konnte sich denken, was jetzt in Mahay vor sich ging.

»Du wirst Chhlom kennenlernen. Die Stunden nach Ende des Tages sind dafür am günstigsten. Der Angriff einer Ysgar-Schlange am hellichten Tag ist schon recht ungewöhnlich. Chhlom wird selbst überrascht gewesen sein. Nur so ist es zu erklären, daß er nicht genügend abwehrbereit war und uns darüber hinaus nur schwach warnen konnte. Vielleicht lag es auch noch an anderen Dingen, daß der Kontakt zu ihm nicht so recht funktionierte.« Einen Moment lang schwieg er und musterte Mahay von Kopf bis Fuß, als müsse er überlegen, ob er das, was jetzt noch in seinem Kopf vorging, dem

Fremden ebenfalls mitteilen sollte oder nicht. »Es könnte auch etwas anderes bedeuten«, murmelte er plötzlich bedrückt.

»Was könnte es bedeuten, L'Thar?«

»Wir erwarten einen Besuch. Heute noch. Er kann nur am Tag stattfinden.« Er war sehr vorsichtig mit seinen Andeutungen. »Gut, du sollst auch das wissen. Ich habe Vertrauen zu dir. Du hast die Ysgar-Schlange mit bloßen Händen erwürgt. Du kannst keiner sein, den Tamuur mit böser Absicht hierher geschickt hat. Vielleicht wird das aber durch Aleana geschehen.«

Der Name der Fürstentochter aus Ullnak fiel!

Hier auf der Insel lebte man doch nicht so weltabgeschieden, wie es erst den Anschein hatte.

Man wußte hier sehr wohl Bescheid über die Menschen jenseits dieser Ufer. Aber man blieb unter sich. Eine Oase des Friedens mitten in einer Welt, nach der Tamuur mit gierigen Händen griff.

»Was ist mit Aleana?« Mahays Frage war berechtigt. Immerhin wußte L'Thar, daß der Mann, der hier an die Gestade des Eilandes gespült worden war, in Ullnak aus Tamuurs Klauen hatte entkommen können. Mahay hatte so detailliert wie möglich über seine Begegnungen und Empfindungen dort gesprochen.

Und das zahlte sich jetzt aus.

Das Vertrauen zwischen diesen beiden Männern, die grundsätzlich verschiedenen Welten entsprossen, war gefestigt.

»Wir wissen, was in Ullnak geschehen ist. Aleana ist nur noch eine Marionette in den Händen eines grausamen Magiers, wie du uns ebenfalls bestätigen konntest. Wir hier auf Skyx sind auf dem laufenden. Unsere Späher halten sich ständig abwechselnd im ufernahen Raum auf, um Veränderungen mitzuteilen. Uns entgeht nichts.«

»Dann wußtet ihr auch, daß ich…«

L'Thar zog die Wangen nach innen und machte einen spitzen Mund.

Diese Geste – soviel hatte Mahay inzwischen schon dazugelernt – bedeutete Zustimmung, vergleichbar mit menschlichem Kopfnicken.

»Ja, das wußten wir. Wir konnten dich beobachten. Da wir nicht wußten, wer du warst, ließen wir dich in Ruhe und verfolgten deinen Weg zu uns in das Inselinnere. Angehörige meines Volkes beobachteten dich auf Schritt und Tritt.«

Mahays Lippen wurden schmal. »Dann müßt Ihr auch gesehen haben, wem ich nachfolgte und was mit dem Mädchen auf der Brücke geschah…«

»Es tut uns leid. Davon haben wir nichts registriert.«

Also waren alle diese Ereignisse nur in seinem eigenen Hirn – wie in einem Fiebertraum – vorgekommen?

»Wann und wie bin ich zusammengebrochen?«

L'Thar nannte einen Zeitpunkt, mit dem er nichts anfangen konnte. Das Wie wurde ihm plausibel.

»Du hast plötzlich an deinen Kopf gegriffen, das Gesicht verzerrt und bist zu Boden gestürzt. Ohne ersichtlichen Anlaß.«

Erst jetzt erfuhr er das.

»Ihr habt euch nur gezeigt, weil ich den Kampf mit der Ysgar-Schlange erfolgreich beenden konnte?«

»Ja. Unter allen anderen Umständen wäre dir nicht mal bewußt geworden, daß Skyx bewohnt ist. Du hättest unsere Dörfer und Häuser verlassen vorgefunden.«

»Was ist mit Aleana? Du nanntest vorhin ihren Namen, L'Thar?« Rani dachte an seine Begegnung mit der jungen Fürstentochter. Sie war entmachtet, hätte ihm gern geholfen und hatte ihn wissen lassen, daß auch sie nur ein Sklave im eigenen Land war.

»Sie wird hierher kommen. So ist es abgesprochen.«

Da verstand Rani überhaupt nichts mehr.

»Wieso ist ein Kontakt zu Aleana möglich? Ich denke, Ihr verlaßt die Insel nie.«

»Das ist richtig. Chhlom ermöglicht dies. Er erfüllt alles mit Leben, er ist der große Geist, der uns hütet und schützt und dem nichts entgeht. Mit seiner Hilfe erhofft Aleana sich eine Veränderung der Lage in Ullnak. Zuvor aber muß sie kommen und Chhlom selbst gesehen haben. So wissen wir es durch ihn.«

Die Neugierde, selbst dieses Wesen zu sehen, das die Skyx verehrten und dessen Entscheidungen und Hinweisen sie sich bedenkenlos überließen, wuchs in Mahay. Aber er sagte nichts. Es war ihm versprochen worden. Und offenbar war die direkte Begegnung mit Chhlom auch, notwendig. Aber den richtigen Zeitpunkt wußte nur L'Thar.

Die Sympathien, die sich diese beiden so grundverschieden Aussehenden und aus völlig andersgearteten Welten Stammenden entgegenbrachten, führten dazu, daß L'Thar Mahay Rede und Antwort stand.

Die Skyx bauten mit Hilfe des mächtigen Geistes, der hier auf der Insel des Friedens zu Hause war, eine Art Gegenzauber auf, um Tamuurs Expansionsstreben einzudämmen. Aleana wußte von den Skyx. Sie wußte aber auch, daß nur die hellen Tagesstunden eine Möglichkeit boten, direkten Kontakt zu den Skyxführern und dem wachsamen Geist Chhlom aufzunehmen.

Mit Hilfe der Skyx und Chhloms hofften sie, die Situation in Ullnak zu verändern, Tamuurs magische Gewalt zu brechen und die Menschen in und um Ullnak wieder der Freiheit zuzuführen. Je schneller das möglich war, desto besser. Denn mit jedem Tag, der

verging, mit jeder Stunde, schrumpfte das Ullnak-Volk weiter, und die grausigen Wahnsinnsgärten Tamuurs, des Unmenschlichen, dehnten sich aus. Hilflos mußte Aleana zusehen, wie ihr Volk verging.

Die mutige Fürstentochter bekam die Leiden mit. Das war Tamuurs Rache, der wollte, daß sie ihn liebte, so wie er war. Er konnte ihre Liebe erzwingen – das hatte er schon mal getan, aber dann war etwas eingetreten, was Aleana aus dem vermeintlichen Paradies riß, in dem sie zu sein glaubte.

Wenn sie nun bei Tageslicht auf Skyx einen heimlichen Besuch machte, dann konnte sie hoffen, von Tamuur nicht beobachtet zu werden. Tamuurs Metier war die Nacht. Nur in der Dunkelheit fühlte er sich wohl. Das Licht der Sonne bereitete ihm Schmerzen.

L'Thar wollte noch etwas sagen. Da verengten sich seine runden Augen plötzlich.

»Das Schiff«, murmelte er, »ihr Schiff… ist soeben am Horizont gesichtet worden. Aleana kommt.«

Mahay atmete tief durch. Plötzlich erfüllte eine unerklärliche Hoffnung ihn.

Vielleicht konnte er sein Scherflein dazu beitragen, die Bedingungen zu verändern, unter denen die Skyx und vor allem Aleana immer mehr zu leiden hatten.

Wenn Aleana mit einem Schiff hierher zur Insel kam, die Tamuur nicht voll kontrollierte und deren Bewohner er nur von Zeit zu Zeit mit einem gewissen Maß an Schrecken zu belästigen vermochte, dann bedeutete das für ihn: er konnte mit Aleana zurückkehren nach Ullnak und dort das Schicksal Hellmarks zu klären versuchen. Und wenn sie erst mal von ihm eine Spur gefunden hatten, dann würde es erst recht Mittel und Wege geben, Aleana in ihre ursprüngliche und rechtliche Rolle einzuführen. Hellmark hatte das Schwert des Toten Gottes, eine harte, unbarmherzige Waffe im Kampf gegen die Dämonen, er besaß die Dämonenmaske und den Trank der Siaris. Damit sollte sich schon einiges ausrichten lassen.

Rani schöpfte wieder Hoffnung.

Gemeinsam mit L'Thar und einigen Frauen und Männern eilte er zum Ufer hinunter, um die Ankunft des geheimen Schiffes zu verfolgen.

Eine flache Jacht, mit ungewöhnlich spitzem Bug glitt über das Wasser, und der Inder mußte zweimal hinsehen, um das Wasserfahrzeug überhaupt wahrzunehmen.

Es hob sich kaum von der glatten Oberfläche des Ozeans ab, es hatte dessen und des Himmels Farbe. Wie ein Pfeil flog das Schiff der Fürstentochter über das Wasser und kam rasend schnell näher, von der Kraft lautloser Sonnenmotore angetrieben.

Zu diesem Zeitpunkt konnte Rani Mahay noch nicht ahnen, welch

unheimliches Geschehen mit der Ankunft der Fürstin Aleana in Gang gebracht wurde…

*

Nacht über der Wüste von Helon 4.

Die drei Reiter kamen erstaunlich gut voran. Sie besaßen frische, ausgeruhte Pferde, die schnell den bernsteinfarbenen Wüstensand durcheilten.

Drei Helon-Stunden später erst gab der an der Spitze reitende Prinz Ghanor, dessen Leib von Hellmarks Geist und Seele belebt war, das Zeichen zur ersten Pause.

In der Nähe einer sanft aufsteigenden Bodenwelle hielten die drei weißgekleideten Reiter an.

Prinz Ghanor sprang vom Pferd.

Das erste, was die drei Männer aus Lovon taten, war, die Düne abzusuchen, ob es sich hierbei nicht zufällig um eine der gefürchteten Sandspinnen handelte.

Es war eine natürliche Düne.

Die Pferde gingen in die Knie und legten sich dann zur Seite. Ghanor und seine beiden Begleiter breiteten eine Decke auf dem Boden aus und nahmen dann darauf Platz.

Die Männer gestatteten sich keinen Schluck aus den mitgeführten, bruchsicheren Behältern, um sich zu erfrischen. Die Pferde, die an diese Wüstenwelt gewohnt waren, benötigten noch nichts. Erst für die zweite Pause war das vorgesehen und auch notwendig.

Den Tag wollten sie dann an einer schattenspendenden Stelle verbringen, um die Hauptthitze ungeschoren und schlafend zu überstehen.

Der Mann, den auch Litan und Asnur für Prinz Ghanor hielten, blickte sich zufrieden in der Runde um.

»Wir sind sehr gut vorangekommen. Wir benötigen möglicherweise von der kommenden Nacht nur noch die Hälfte, wenn die Pferde das Tempo durchhalten.«

Asnur, der ältere der Mitstreiter, legte sich zurück und reckte seine Glieder. »Warum sollten sie’s nicht durchhalten, Prinz?« fragte er fröhlich. Im glitzernden Sternenlicht schimmerten die grauen Strähnen in seinem sorgsam gekämmten Haar wie eingewebte Silberfäden. »Es sind durchweg junge Tiere, die kaum ermüden. Die Bugken werden uns eher zu sehen bekommen, als ihnen möglicherweise lieb ist.« Er lachte mit seiner rauhen Stimme. Ghanor alias Björn Hellmark fiel in dieses Lachen mit ein. Durch Osira wußte er, daß Asnur ein besonders heiterer Bursche war, der auch ernste Staatsgeschäfte zumindest im privaten Bereich nicht so ernst nahm, wie man sie eigentlich nehmen

sollte.

Asnur rieb sich seine scharf gebogene Nase, zog seinen Trinkbehälter wieder zu sich heran und nahm noch mal einen langen Schluck, ehe er den Behälter wieder verschloß und in der Satteltasche verschwinden ließ.

Litan, der neben Asnur auf dem Boden lag, war um zwei Köpfe kleiner als sein Begleiter und für Lovon'sche Verhältnisse ein Zwerg. Seine kleinen, listigen Augen befanden sich in ständiger Bewegung, als müsse er dauernd die Umgebung beobachten.

»Wenn dich die Bugken sehen, nehmen sie Reißaus«, maulte er, sich seinen parfümierten, sauber geschnittenen Kinnbart streichend, der rund war und wie ein Auswuchs an seinem Kinn wirkte. Ein Bart in dieser Form war in Lovon der neueste Modeschrei, und Litan war bekannt dafür, solche ganz modernen Entwicklungen sofort und kritiklos mitzumachen. Das trug ihm oft den Spott und die Hänseleien seiner Freunde ein, aber Litan machte sich nichts daraus. »Überhaupt der Bart! Die fallen vor Schreck um, wenn sie diesen Knäuel erblicken. Kein Bugke hat jemals einen angesehenen Mann aus Lovon so herumlaufen sehen. Die denken glatt, du kommst von einem anderen Stern…«

Litan verdrehte die Augen. »Du bist ein schlechter Diplomat, Asnur. In Scharen werden die Leutchen gelaufen kommen, um mich zu sehen. Abgesehen von unserem stattlichen Prinzen bin ich der interessanteste Teilnehmer an der Gesprächsrunde. Runde Lovonbärte sind in Mode, kein Bugke weiß von ihnen. Sie wollen das aber kennenlernen. Bugken sind von Natur aus neugierig und haben die Angewohnheit, Dinge nachzuahmen.«

Asnur schlug sich an die Stirn. »Ich glaub, ich hab Trompetenohren!« krähte er, sich eines alten Lovon-Sprichwortes bedienend. »Du willst doch nicht damit andeuten, daß nach unserem Besuch bei den Bugken jeder Bugken-Mann mit so 'nem häßlichen Anhängsel im Gesicht rumläuft? Da kann sich gleich einer 'ne Warze beim Mediziner künstlich vergrößern lassen. Da hat er sich das Haarewachsen gespart.«

»Möglich.« Der kleine Litan war überhaupt nicht aus der Ruhe zu bringen. In aller Gemütsruhe dreht er am Verschluß des Trinkbehälters und wiegte ihn nachdenklich in den Händen, dabei mechanisch von allen Seiten beäugend, als befürchtete er, irgendwo könne das Behältnis leck sein und das kostbare Naß unbemerkt herausfließen. »Aber lieber das – als so 'ne gemeine Nase, wie du sie hast, Bruder Asnur.«

Asnur grunzte. Das war seine schwache Seite. Auf seine Nase angesprochen, konnte er ungemein sauer reagieren. Bei Litan war das etwas anderes. Die beiden Streithähne waren in Wirklichkeit die

dicksten Freunde, die man sich denken konnte. Sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, und nur so war es verständlich, daß Litan es wagen konnte, Asnurs Nase überhaupt zu erwähnen. Da war der graumelierte Begleiter im Rang eines hohen Lovon-Offiziers eigen. Er wußte, daß seine Nase für Lovon-Ästhetiker zu stark gebogen war.

»Für dich ist es doch schon deine dritte Reise in das Bugken-Gebiet, wenn ich recht unterrichtet bin, nicht wahr?« ließ Litan nicht locker.

»Du bist sehr gut unterrichtet, Zwerg mit dem runden Bart. Wahrscheinlich hat dir deine Hausdienerin beim Morgenkaffee außer den Klatschnachrichten auch mal eine ernsthafte Nachricht vorgelesen. So etwas soll in deinem Haus ja vorkommen.«

»Du hast doch sicher beim drittenmal einige Bugken-Männer zu Gesicht bekommen, stimmt's?«

»Ja.«

»Sahen sie irgendwie verändert aus?«

»Warum sollten sie verändert aussehen?«

»Nun, wegen ihres Nachahmungseifers, Bruder Asnur. Haben beim dritten Besuch die scharf gebogenen Nasen zugenommen?«

»Litan!« Asnur sprang auf. Der kleine Mann an seiner Seite machte einen Sprung nach links. Er reagierte mit einer solchen Schnelligkeit, wie man sie ihm überhaupt, nicht zugetraut hätte. Und dann jagte er auf die schattige Düne zu und Asnur hinter ihm her.

Ghanor lachte leise.

Es war gut, daß Osira ihn über die Charaktereigenschaften und menschlichen Schwächen seiner beiden diplomatisch so gut ausgebildeten und sympathischen Begleiter rechtzeitig und intensiv genug aufgeklärt hatte. Hellmark hätte sonst mit diesem Verhalten nichts anfangen können.

»Bei mir wird sich garantiert ein Erfolg zeigen«, brüllte der davoneilende Litan hinter der Düne her, schlug Haken wie ein Hase und hängte seinen Verfolger mit seinen kleinen flinken Beinen rasch ab. »Mich brauchen sie nur einmal zu sehen – und der Erfolg wird ganz auf unserer Seite sein. Nach meinem Anblick wird es bei den Bugken keinen ernsthaft Gebildeten mehr geben, der länger mit einem nackten Kinn rumläuft! Sie alle werden die Vorteile eines Rundbartes einsehen und erkennen.«

»Vorteile! Ich krieg' schon wieder Trompetenohren, Zwerg! Der Vorteil liegt wohl darin, daß du nach jeder Mahlzeit all die Reststückchen aus dem armseligen Gewächs, das du Rundbart nennst, herauspflücken kannst, wie?«

Die beiden jagten sich nach. Der bernsteingelbe, weiche Wüstensand spritzte auf. Er traf auch die ruhenden Reittiere.

Doch die regten sich überhaupt nicht. Sie hoben nicht mal die

Köpfe an. Offenbar waren sie an derartige Eskapaden ihrer Reiter gewöhnt.

Es kam öfter vor, daß Litan und Asnur sich auf diese Weise in die Haare gerieten und daß es erst dann Ruhe gab, wenn der eine in der Lage war, den anderen zu Boden zu werfen.

Das dämpfte eine Zeit die Stimmung unter den Kampfhähnen, bis zum nächstenmal…

Hellmark war überzeugt davon, daß Litan und Asnur bei der nächsten Rast dieses bis jetzt nicht ganz geklärte Thema wieder aufnehmen würden…

Das Geplänkel der beiden tat ihm ganz gut. So war auch er auf andere Gedanken gekommen.

Er lehnte sich zurück und starrte hinauf in den Sternenhimmel. Noch ein paar Minuten Pause nur, dann würde es weitergehen, um die kühle, angenehme Nacht zu nutzen. Nochmal drei Stunden, dann waren sie schon im Grenzbereich der Bugken. Und dort sollten sie sich nach den bisherigen Abmachungen aufhalten. Hellmark wußte in seiner Rolle als Prinz Ghanor, daß die scheuen Bugken ganz sicher gehen wollten, wie sie kamen, was sie trugen und wie sie sich verhielten.

Bis zum Morgengrauen dann würden ihnen noch zwei Stunden zur Verfügung stehen. Diese Zeit wollte er unbedingt nutzen und sich heimlich oder unter irgendeinem Vorwand von den Begleitern lösen, um sich zur nicht weit entfernten Todespyramide in der Pyramidenstadt zu begeben, um nach seinem Körper zu sehen und den Dingen, die er dort in der Eile nach Osiras Auftritt hatte zurücklassen müssen.

Er dachte darüber nach, wie er das am besten bewerkstelligen könnte, als er plötzlich die Düne in einem perspektivisch verzerrten Winkel vor sich sah.

Im nächsten Augenblick liefen Litan und Asnur in der Dunkelheit auf ihn zu – und Hellmark, in der Gestalt des Prinzen, mußte zu seinem Erschrecken feststellen, daß er sowohl seine Umgebung vor der Düne bei den Pferden registrierte als auch die Landschaft hinter der Düne, wo Litan und Asnur sich gerade aufhielten. Die hätte er unter normalen Umständen gar nicht sehen können, es sei denn, die Düne, die einen Umfang von etwa zweihundert Metern hatte, wäre durchsichtig gewesen.

Siedendheiß überlief es ihn.

Hellmark nahm gleichzeitig zwei verschiedene Orte wahr, das bedeutete, er befand sich auch an zwei verschiedenen Orten gleichzeitig!

Seine Fähigkeit, sich zu verdoppeln, war durchbrochen!

*

Litan, der Kleine, machte Sprünge wie ein aufgescheuchter Rehbock.

Er kicherte und schlug einen Haken.

Mitten im Lauf blieb er stehen, gab einen gurgelnden Laut von sich und riß die Augen auf.

Seine Rechte, die gewohnheitsmäßig bei Erschrecken an sein behaartes Kinn griff, krallte sich in den runden Bart.

»Mein Prinz!« entfuhr es ihm.

Litan wurde käseweiß.

Asnur, der in diesem Moment neben dem Freund auftauchte, vergaß Litan in den Sand zu stoßen.

Sekundenlang sahen sie beide das gleiche.

Prinz Ghanor stand nur wenige Schritte von ihnen entfernt. Im Sternenlicht zeigte sich ein erstaunter Ausdruck auf seinem Gesicht.

Ghanor schwebte wenige Zentimeter über dem leicht gewellten, bernsteinfarbenen Sand. Die Füße des Lovon-Herrschers berührten nicht den Boden.

Da löste der Körper sich auf.

Wie von Furien gehetzt, jagten Litan und Asnur um die Düne herum und den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Dort lag Prinz Ghanor und starrte in den Nachthimmel.

Litan und Asnur sahen sich an.

»Ein Geist«, murmelte der kleine Mann mit dem runden Bart. »Wir haben einen Geist gesehen, Asnur. Du hast doch das gleiche wie ich…« fügte er plötzlich fragend hinzu, während seine Blicke zwischen Asnur und dem Prinzen hin und her gingen.

»Ja. Du bist nicht verrückt. Bei Lovons Frieden, Litan: mir steckt der Schreck in allen Gliedern. Ich glaube, daß der Ritt zu den Bugken mit Überraschungen gewürzt ist.«

Prinz Ghanor alias Hellmark vernahm die leisen Stimmen seiner Begleiter.

»Na, habt Ihr eure Händel beigelegt?« fragte er gutgelaunt.

»Mein Prinz«, begann Litan stockend. »Bist du die ganze Zeit schon hier?«

»Ja, natürlich, Litan, soll ich mich wohl noch an eurer Rennerei beteiligen?«

Er sagte es ganz natürlich. Er wußte, was geschehen war, und er war nicht minder überrascht wie seine beiden Begleiter.

Und der Geist, der in Ghanors Körper wirkte, war Hellmarks Geist. Dieser Geist artikulierte mit einem neuen Körper und versah den mit den Fähigkeiten die er beherrschte, als er noch in dem anderen Leib lebte.

Dieser Geist schuf Ghanors Körper als ätherische Kopie, dieser Geist war fähig zur Bilokation. Aber es war nicht Björn Hellmark, der an einem anderen Ort entstehen konnte.

Litan und Asnur redeten wirr durcheinander.

Ghanor alias Hellmark gab sich fröhlich.

»Nur einer nach dem anderen!« forderte er die Begleiter auf. »Was ist denn nur in euch gefahren?«

Sie erklärten ihm wortreich, was sie gesehen hatten.

»Hier geht es um, mein Prinz«, wisperte Litan, aufgeregt seinen Bart kraulend. Sowohl Litan als auch Asnur waren eingeweiht von den wahren Aktivitäten, die Osira an den Tag gelegt hatte, um den geliebten Gatten dem absoluten und hoffnungslosen Dasein des Hades zu entreißen. Sie wußten, welches Schicksal ihrem Prinzen zuteil geworden war. Nun fürchteten sie, daß außer den Erinnerungslücken, die Hellmark vortäuschte, um seiner Rolle gerecht zu werden, auch andere Mängel aus dem Jenseits der Dämonen und bösen Geister Molochos' mitgebracht worden waren.

Sie hatten ihren Prinz als Kopie gesehen! Ghanor war ein Geist!

Es bereitete ihm ernsthaft Mühe, die beiden Begleiter davon zu überzeugen, daß sie offenbar eine Art Fata Morgana hatten.

»Ich war die ganze Zeit über hier«, sagte er heiter. »Ich glaube, ich bin sogar ein wenig eingenickt.«

Er redete auf sie ein, aber es gelang ihm nicht, sie davon zu überzeugen, daß sie nichts gesehen hätten und ihre Wahrnehmung auf einem Irrtum beruhe.

Sie einigten sich schließlich darauf, daß offenbar böse Geister, die durch Lugoms Aktivitäten nach Lovon gerufen worden waren, bereits begannen, ihr Unwesen zu treiben.

Damit hatten sie gar nicht so unrecht.

Aber das wußten sie nicht, als sie ihren Ritt erfrischt fortsetzten.

Der schattenhafte Geisterreiter schwebte noch immer hinter ihnen her, und als sie zum zweitenmal in dieser Nacht rasteten und endgültig ihr Lager aufschlugen, da griff das lautlose, unheimliche Wesen zum ersten Mal an…

*

Litan und Asnur hatten den Vorfall auf dem letzten Rastplatz noch nicht vergessen, aber sie benahmen sich wieder recht umkompliziert, und so war Ghanor zufrieden. Sie stritten sich über die alten Fragen, waren aber jetzt vorsichtiger und diplomatischer.

Hier, unweit des Rastplatzes, begann die Grenze zu jenem Reich, in dem die Bugken wohnten.

Die Wüste hatte hier ihren ursprünglichen Charakter verloren.

Kegelförmige Stümpfe ragten in bestimmten Abständen aus dem Boden, so daß es aussah, als wäre der Sand hier künstlich aufgeschichtet und unter Zuhilfenahme von härtenden Mitteln gepreßt worden.

Die nach außen auslaufenden Kegelstümpfe wirkten ausgetrocknet und zeigten unzählige Risse.

Hier im Grenzbereich gab es alle paar Schritte solche »Sandstengel«, die etwa eine Höhe von eineinhalb bis zwei Metern hatten. Der Durchmesser betrug gut einen Meter. Je tiefer man in das Land der Bugken ging, desto dichter wurden die Erhebungen. Im Zentrum standen die »Sandstengel« so dicht beisammen, daß kaum noch Zwischenräume existierten.

Aber bis dahin war es noch ein ganzer Tagesritt.

An dem vorgesehen Platz wurden die beiden Zelte aufgestellt.

Ghanor gab sich heiter und ausgeglichen. Er fühlte sich wohl und freute sich auf den Augenblick, da er sich in sein Zelt zurückziehen konnte.

Es erübrigte sich nun, den Begleitern irgendwelche zweifelhaften Andeutungen zu machen. Ohne diesen Platz mit seinem Originalkörper verlassen zu müssen, konnte er sich auf dem Weg der Bilokation in die Tiefe der Todespyramide versetzen, um dort nachzusehen, was aus seinem wirklichen Hellmark-Körper geworden war.

Bevor er in das geräumige Zelt ging, nickte er den beiden Begleitern zu.

»Und benehmt euch anständig«, flüsterte er, bedeutungsvoll den Blick in die Runde schweifen lassend. »Von jetzt an sind wir nicht mehr unter uns. Nur eine Steinwurfweite entfernt beginnt die Grenze. Die Bugken werden uns beobachten und uns möglicherweise einige harte Nüsse zu knacken geben. Auch damit müssen wir rechnen. Egal, was auch immer geschieht: denkt daran, welche Mission uns hierher geführt hat. Man sagt den Bugken Scheu nach – und Launigkeit. Eine Launigkeit, der sie sich bedienen wie eines Spiels. Das alles kann zum Prüfprogramm gehören, das man für uns vorgesehen hat. Ich weiß es nicht. Ich hoffe in unser aller Sinn, daß es eine gute Nacht wird.«

Er nickte ihnen lächelnd zu und verschwand hinter der hellen Zeltwand. Er schloß sie sorgfältig und legte dann den leichten Übermantel ab.

Aufatmend streckte Ghanor sich auf dem dicken, ausgerollten Teppich aus und zog die Nackenrolle unter seinen Kopf.

Er schloß die Augen und ließ sich auch von den raschelnden Geräuschen nicht mehr ablenken, die von außerhalb seines Zeltes hereindrangen. Litan und Asnur legten letzte Hand an das Doppelzelt, das ihnen für den Rest der Nacht und den Beginn des kommenden

Tages ein Dach über dem Kopf bieten sollte.

Ghanor ließ die Welt um sich herum versinken.

Er konzentrierte sich ganz auf den Ort, den er schon mal sah, den Ort, an dem er den Trank der Siaris nahm. Als Ghanor fiel ihm der Kontakt zu seinem andersgearteten Körper schwerer, als dies zu Björn Hellmark der Fall gewesen wäre.

Das war wohl mit der Grund, weshalb er seinen Geist stärker von seinem neuen Körper löste, als dies bei seinem gewohnten der Fall gewesen wäre.

Er sackte ganz tief weg. Die Glieder wurden ihm schwer, und er hatte das Gefühl, der Himmel würde über ihm zusammenbrechen.

Hellmarks Geist schuf den Körper des Prinzen Ghanor, mit dem er auf Gedeih und Verderb verbunden war, viele Kilometer entfernt in der Ruinenstadt, in deren Mitte die Todespyramide stand.

Aus einem flimmernden Nebel heraus schälte sich die Gestalt des Prinzen.

Hellmark erkannte, daß er sich in der Entfernung verschätzt hatte – und unternahm den zweiten Versuch. Der Ätherkörper Ghanors zerfloß und erstand auf der Spitze der geöffneten Pyramide neu.

Ghanor stieg in die dunkle Tiefe des Pyramideninnern, und seine Sinne waren ganz auf diesen Ort gerichtet. Von seinem Körper, der im Prinzenzelt an der Grenze des Bugken-Reiches ruhte, spürte er nichts mehr.

*

So kam es, daß der scheinbar schlafende Prinz nichts von alledem merkte, was der Dämon mit seiner Verfolgung offenbar bezweckt hatte.

Die lautlose Reitergestalt schwebte einige Zentimeter über dem Boden.

Asnur und Litan befanden sich wie Prinz Ghanor in ihrem Zelt.

Der schwarze Dämon sprang von seinem ungewöhnlichen Reittier, das sich im gleichen Moment wie eine aus Nebeln geformte Gestalt auflöste.

Der schwarze Geist befand sich nun in unmittelbarer Nähe des Zeltes, in dem die beiden Freunde sich zur Ruhe legten.

Der Verfolger, der kein Gesicht hatte, wartete ab, bis tiefe, ruhige Atemzüge vom Schlaf der beiden Männer kündeten.

Dann streckte er die Hand aus und berührte die linke Zeltwand.

Das Gewebe löste sich unter der Berührung auf, als ob eine ätzende Säure sich hinein fräße.

Die Zeltwand verschwand zur Hälfte, zurück blieb ein großes, ausgefranstes Loch, durch das der schwarze, gesichtslose Dämon einen

Blick ins Zeltinnere hatte.

Litan und Asnur schliefen fest. Der lange Ritt hatte sie erschöpft, und der kommende Tag verlangte von ihnen neue Kraft und Ausdauer.

Der gesichtslose Dämon stieß mit dem Fuß in Asnurs Seite.

Der Mann mit der scharf gebogenen Nase verzog das Gesicht, murmelte etwas im Halbschlaf vor sich hin und drehte sich abrupt zur Seite.

Der Dämon stieß dem Schläfer mit der Fußspitze in das Gesicht.

Asnur knurrte gereizt und schlug in die Luft, ein vermeintliches Insekt vertreibend.

Das schwarzgesichtige Wesen aus einem unsichtbaren Land ließ nicht locker. Es piesackte den Mann aus Lovon weiterhin.

Da schlug Asnur die Augen auf.

Ruhig und tief weiteratmend blieb er liegen, horchte in sich hinein und lauschte in seine Umgebung.

Da geschah es wieder!

Kurz und heftig war der Stoß gegen seinen Hals. Asnur fuhr herum.

»Litan! Elender Zwerg, ich…«

Was er weiter sagen wollte, blieb ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Dafür brach ein gellender Schrei aus seiner Kehle.

Zwischen ihm und Litan saß ein schwarzes, menschenähnliches Etwas ohne Gesicht und stieß ihm mit zwei Händen gegen die Brust, daß er zurückflog.

*

Litan fuhr zusammen.

Erschreckt richtete er sich auf.

Asnurs Schrei hallte noch in seinen Ohren.

Der kleine Lovonmann mit dem Rundbart starrte entsetzt auf den gegen die Felswand fliegenden Asnur.

»Was ist denn mit dir los?« fragte Litan verwundert. »Hast du eine Sandspinne gesehen oder leidest du unter Alpträumen? Asnur, Bruder, wenn du weiterhin so unruhig schläfst, dann mach ich das nächste Mal eine Eingabe und verlang, daß ich für künftige Kontaktmissionen mein eigenes Zelt zur Verfügung gestellt bekomme. Es gibt Leute, mit denen kann man einfach nicht in ein und demselben Zelt übernachten. Einige schnarchen, daß sich die Zeltwände blähen, dann gibt es welche, die Schnüffeln unentwegt, dritte wiederum schlackern mit den Ohren, daß die Kopfrollen unaufhörlich rascheln… nein, also weißt du…«

»Litan!« gurgelte Asnur schreckensbleich. »Laß dein dummes

Geschwätz! Das hier ist kein Witz… ein Gespenst, wir haben ein Gespenst im Zelt.«

Die Augen des kleinen Kontakters wurden schmal.

»Du träumst, Asnur. Hier ist nichts.« Litan schüttelte den Kopf. »Mit dir stimmt etwas nicht…«

»Mit mir stimmt alles. Ich weiß, was ich gesehen hab, Litan. Ich bin kein Spinner. Zwischen dir und mir hat er gehockt.«

»Wer, Asnur?«

»Der Dämon.«

»Unsinn!«

»Nein, es ist kein Unsinn!« Mit starrem Blick tastete Asnur in die Ecke der Zeltwand hinter sich und griff nach dem weißen Bogen und dem Köcher mit den weißen Pfeilen.

»Hier ist niemand. Hier kann niemand sein. Das Zelt ist verschlossen…«

»Dämonen und Geister können durch Wände gehen, das weißt du ebensogut wie ich. Aber er hat es sich noch ein bißchen bequemer gemacht, er hat einfach ein Loch in der Zeltwand entstehenlassen.«

»Ein Loch?«

»Ja, direkt neben dir. Du brauchst nur den Kopf zu wenden…«

Litan ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie von einer Peitsche getroffen warf er den Kopf herum.

Was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

Er wurde Zeuge, wie die Zeltwand sich schloß. Das eben noch kopfgroße Loch schmolz weiter zusammen.

Mit starrem Blick verfolgte Litan, wie die Öffnung sich schloß, als ob unsichtbare Hände weben würden.

Wie in Trance griff nun auch er nach Pfeilköcher und Bogen, und mit einem harten, entschlossenen Ruck die Eingangsklappe zurückwerfend trat er hinaus in die Nacht.

»Da führt einer etwas im Schild«, murmelte er. Beide mußten an das erste gespenstische Erlebnis in dieser Nacht denken. »Aber trotzdem sollten wir uns nicht aus der Ruhe bringen lassen«, fuhr Litan mit fester Stimme fort, während er sich aufmerksam in der Runde umblickte. »Bugken sind unberechenbar. Vielleicht haben sie etwas damit zu tun.«

Asnur fuhr sich durch das silbern schimmernde Haar. »Das glaube ich nicht«, wisperte er. »Es paßt nicht zu ihrem Sinn. Wenn sie uns in irgendeiner Laune Rätsel aufgeben wollten, würden sie das anders tun, als gerade mit Gespenstern aufzutreten. Da liegt etwas im Argen, Litan. Ich fühle das.«

Auf Asnurs Gefühle konnte man etwas geben.

Mit ihren Blicken durchbohrten die beiden Männer die Dunkelheit.

Sie blieben dicht beisammen, fanden aber nicht mehr die geringste

Spur von dem Gespenst, das Asnur aufgeweckt und zu Tode erschreckt hatte.

Litan näherte sich der Grenze, die durch die auseinanderstehenden, aus dem Boden ragenden »Sandstengel« markiert war.

Er vernahm ein leises, raschelndes Geräusch. Schritte knirschten.

Im nächsten Moment registrierte Litan einen Schatten, der zwischen den aufgeworfenen kegelförmigen Stümpfen verschwand.

Scharf zog Asnur die Luft durch die Nase. Mechanisch legte er einen Pfeil in den Bogen und spannte ihn leicht an.

»Er ist also doch noch in der Nähe«, wisperte er. »Wir sollten den Prinzen wecken, Litan.«

»In Ordnung. Ich übernehm das. Ich…« Litan schluckte. Zwei Dinge, die beinahe gleichzeitig auftraten, nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Zwischen den weit auseinanderliegenden Sandkegeln, von denen einige als Eingänge in die unterirdische, von Außenstehenden noch nie betretene Stadt der Bugken fungierten, zeigten sich mehrere dunkle Gestalten.

Bugken?!

Geduckt liefen schattengleiche Wesen davon, die auf dem Boden gelegen hatten. Sie suchten Schutz hinter den Kegelstümpfen.

Im selben Moment leuchtete am Sternenhimmel ein Licht auf, das das kalte Glitzern der von dort her strahlenden Weltenkörper um ein Vielfaches übertraf.

Litans und Asnurs Köpfe flogen in die Höhe.

Zwischen den Sternen zeigte sich für den Bruchteil einer Sekunde ein großer, leuchtender Körper, eine menschliche Gestalt, die im nächsten Augenblick von der Tiefe des Alls verschluckt wurde.

*

»Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?« fragte der kleine Litan irritiert.

Sein Blick irrte zwischen Asnur, den Schatten hinter den Sandkegeln und der leuchtenden Gestalt am nächtlichen Himmel hin und her.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Ein unheilvolles Wimmern lag plötzlich in der Luft.

Die Geräusche kamen aus den Sandkegeln und schwirrten darüber hinweg.

Die Wüste hinter den Markierungslinien der Grenze zum Bugken-Reich war mit einem Mal von Leben erfüllt.

Dunkle, geduckt laufende Gestalten sprangen auf. Zu Hunderten, zu Tausenden hatten sie sich hier versteckt, um die Ankunft der drei

Reiter aus Lovon zu beobachten.

Ein Schwarm von Bugken stob entsetzt auseinander.

Der große, leuchtende menschliche Körper am nächtlichen Himmel ließ sie ihre Scheu, ihre Vorsicht und ihre ursprüngliche Absicht offenbar vergessen.

Die schlanken, grazilen Gestalten jagten auf das Innere des Reiches zu, wo die Sandkegel dichter beisammen standen.

Einige Bugken hatten sich bei ihrer Beobachtertätigkeit so weit nach vorn gewagt, daß ihre geschmeidigen, ölig glänzenden Oberkörper deutlich im Sternenlicht vor ihnen auszumachen waren.

Einer sprang unmittelbar hinter dem Kegel vor, dem Asnur sich bis auf zwei Schritte genähert hatte, den weißen Bogen und den weißen Pfeil in der Hand, den Köcher umgeschnallt.

Und im Aufspringen – veränderte sich seine Gestalt.

Sie wurde unförmiger, schwärzer – und sie besaß mit einem Mal kein Gesicht mehr.

In Asnurs Ohren rauchte das Blut.

»Das Gespenst, Litan!« brüllte er.

Schon riß er den Bogen an, spannte und zielte.

Er hatte nur noch Augen für den gesichtslosen Dämon, und in diesem Moment setzte sein logisches Denken aus.

»Nicht, Asnur!« Litans entsetzter Aufschrei erfolgte zu spät.

Schon schnellte der Pfeil von der Sehne und bohrte sich dem schwarzen Geist, der nebelwallend mit einer blitzschnellen Bewegung hinter dem Sandkegel verschwinden wollte, mitten in den Hals.

Ein gurgelnder, erschreckter Aufschrei!

Der Getroffene riß die Arme in die Höhe, drehte sich einmal um seine eigene Achse – und mitten in der Drehbewegung war zu erkennen, daß der Geist kein Geist – sondern ein Bugke war!

Der schwarze Nebel, der sich wie eine zweite Haut über ihn gestülpt und den Bugken-Körper verdeckt hatte, löste sich von dem Wirtskörper.

Blut sprudelte aus der klaffenden Halswunde des getroffenen Bugken, während der Dämon, den Asnur gesehen hatte, zu einem schwarzen unförmigen Schemen wurde, der sich schließlich auflöste, als hätte er nie existiert.

Asnur hörte das teuflische Kichern in seinen Ohren, während er mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen sah, daß er nicht dem Dämon zu Leibe gerückt war, sondern daß sein weißer Friedenspfeil einen Bugken fällte, der tödlich getroffen zu Boden stürzte.

Sein blaßrosa Blut sickerte in den Wüstensand…

*

»Asnur?! Mein Gott, Asnur! Was hast du getan?!« Wie aus weiter Ferne vernahm der Mann aus Lovon die Stimme seines Begleiters, der sich ihm entgegenwarf und mit einer harten Bewegung den Bogen aus der Hand riß.

»Die Mission!« stieß Asnur hervor, und vor seinen Augen wirbelten die Bilder, die er empfing, wild durcheinander. »Sie ist mißlungen. Sie werden uns nicht trauen! Ich habe – einen von ihnen getötet!«

Mit blutunterlaufenen Augen sah er sich in der Runde um.

Eine unheimliche Stille lastete über dem Ort des Geschehens.

Die weglaufenden Bugken verharrten plötzlich in der Bewegung, als hätte der Todesschrei ihres Rassegefährten sie zu Salzsäulen werden lassen.

Eine Welle von Verachtung und Feindseligkeit schlug den beiden Männern entgegen.

Die Bugken setzten sich in Bewegung. Aber nun flohen sie nicht mehr aufgeregt und aufgescheucht in die Dunkelheit ihres Reiches – jetzt kamen sie langsam und bedrohlich auf die beiden Männer in der weißen Friedenskleidung zu.

Die schmalen, ölig glänzenden Gesichter der Bugken wirkten ernst und starr wie Masken. In den Augen glitzerte wilde Entschlossenheit, den Tod des Freundes zu rächen, der getäuscht worden war durch falsche Versprechungen der Gäste.

Asnur und Litan wichen zurück. Die Bugken näherten sich ihnen wortlos. Ihre Mauer wurde immer dichter.

»Wir sind ihnen unterlegen«, wisperte Asnur. »Sie werden uns zerreißen wie ein Wolf sein Opfer. Du und ich – wir haben noch insgesamt siebzehn Pfeile. Jeder Schuß ein Treffer – das würde bedeuten: siebzehn Bugken weniger…«

»Du bist wahnsinnig!« preßte Litan hervor, am ganzen Körper in Schweiß gebadet. »Das haben sie sich auch schon ausgerechnet. Das riskieren sie. Damit haben wir überhaupt keine Chance mehr… Prinz Ghanor, wir müssen Ghanor rufen.«

Aber sie konnten nicht mal mehr zum Zelt des Prinzen laufen.

Die lebende Mauer aus Bugken hatte inzwischen den Kreis um sie so eng gezogen, daß sie beide sich förmlich hätten durchboxen müssen, um noch zu dem Zelt zu kommen.

Litan bewies, daß er im Moment die stärkeren Nerven besaß als Asnur, der offensichtlich noch ganz unter dem Schock der Dämonenerscheinung stand.

Er schnallte seinen Köcher ab, warf den weißen Bogen zu Boden und veranlaßte Asnur, dasselbe zu tun.

»Es tut uns leid«, sagte Litan mit belegter Stimme. »Wir wurden getäuscht, wie ihr getäuscht wurdet. Unsere Mission nach der Nacht des dritten Mondes war anders geplant. Der Tod dieses Mannes

schmerzt uns, wie er euch schmerzt.«

Seine Stimme verhallte.

Dunkel glitzernde, wachsame Augen musterten ihn. Keine Reaktion sonst.

»Nicht wir sind eure Feinde, die Geister sind es, die die Verbindung zwischen unseren Völkern verhindern wollen.«

Angstvoll gingen seine Blicke in die Runde.

Er mußte sich halten, nicht einfach loszulaufen, um damit zu zeigen, daß es ihm gar nicht ernst war mit dem, was er da sagte.

Die Bugken waren diplomatisch äußerst schwierig zu nehmen. Man konnte durch eine falsche Geste sehr schnell viel mehr kaputt machen, als man in langen Jahren an Vertrauen wieder gewinnen konnte.

Vorwurfsvolle Blicke, vorwurfsvolle Mienen…

Mit keiner Geste gaben die Gestalten zu erkennen, daß sie bereit waren, auch nur einen Zipfel der Entschuldigung anzuerkennen.

Doch das, was hier geschehen war, konnte auch das bisher Erreichte wieder aufs Spiel setzen.

Prinz Ghanor hatte um Vertrauen geworben, und dieses Vertrauen war ihm schließlich auch entgegengebracht worden. Er hatte zum Teil aufgeräumt mit den Vorurteilen, daß die Lovon-Rasse mit Geistern und Dämonen gemeinsame Sache machte, daß sie beabsichtigte, über die Grenzen des natürlichen Reiches hinaus zu expandieren und alle anderen Völker schließlich auszurotten. Dies war das erklärte Ziel der Vorgänger gewesen, daran war nicht zu rütteln. Mit immenser Kraft war es Ghanor und Osira und einer Handvoll Getreuer gelungen, den Dämonenkult in Lovon zu beseitigen und den Glauben an einen großen Schöpfer, der die Dinge und das All und das Leben in seiner ganzen Vielfalt erschaffen hatte, wieder herzustellen.

Im eigenen Lager schmolz die Zahl der Gegner schnell dahin, weil sie sich von der Wahrheit überzeugen ließen.

Daß ausgerechnet Ghanors Bruder Lugom es war, der die alten Götter wieder einsetzen wollte, das bemerkte der Prinz beinahe zu spät.

Wo blieb er jetzt? Warum verließ er sein Zelt nicht? Ghanor konnte doch nicht so fest schlafen, daß ihm die Aufregung hier draußen entgangen war?

Da ging es wie ein Raunen durch die lebende Mauer, die sie umgab.

Die Bugken stürzten sich auf die beiden Kontaktler aus Lovon.

Litan und Asnur begriffen, von welchen Überlegungen die Bugken ausgingen. Die tatsächlichen Ereignisse straften die eigenen Worte Lüge!

Ghanor, Litan und Asnur waren nicht allein gekommen. In ihrer Begleitung befanden sich die wiedererstarkenden Mächte des Bösen.

Am nächtlichen Himmel selbst war ein rätselhaftes Zeichen erschienen, wie ein Symbol dafür, daß hier etwas vorging, was eine neue Zeit einleitete.

Litan und Asnur wurden niedergeschlagen. Es kostete die beiden Kontaktler eine ungeheure Überwindung, sich nicht zur Wehr zu setzen. Zwar hätte das am Ausgang nichts geändert, aber sich kampflos niederschlagen zu lassen, das war eine Leistung, die von ungeheurer Disziplin und einem stählernen Willen kündete. Und – von Aufrichtigkeit.

Litan hoffte, daß die Bugken auch diesen Aspekt sahen, ehe das Bewußtsein ihn verließ.

Er merkte nicht mehr, wie er rabiat über den Boden geschleift wurde. Einige Bugken rissen das Doppelzelt nieder, in dem die beiden Freunde untergebracht waren, und zerfetzten es. Mit langen, elastischen Streifen band man die Niedergeschlagenen an Händen und Füßen und zerrte sie dann wie eine Last durch den Sand, tief in das Reich der Bugken, wo man sie in einen ganz bestimmten Sandkegel gleiten ließ, der sie aufnahm wie der aufgesperrte Rachen einer Bestie.

Fünf Bugken drangen in das Zelt des Prinzen Ghanor und machten sich über ihn her.

Er bekam das alles nicht mit. Sein Körper war schlaff und schwer, er lag da wie ein Toter, und sein Geist weilte indessen in seinem Zweitkörper an einem anderen Ort.

*

Sein Doppelkörper war Macabros, aber Macabros sah aus wie Prinz Ghanor.

Am Fuß der Todespyramide lagen die Leichen der Männer, die den Aufstand gegen ihn inszeniert hatten. Nichts war seit jener denkwürdigen Stunde anders geworden.

Doch!

Schrecken durchzuckte ihn.

Hellmarks Körper – sein wirklicher Körper – war verschwunden!

Da begriff er, daß es zu einem Seelentausch gekommen war, da war er sicher, daß sein Körper noch existierte. Auf dieser Welt gab es jemand, der die gleichen Leiden durchmachte wie er. Nur unter umgekehrten Verhältnissen.

Es gab eine Chance!

Er mußte Hellmark, mußte sich finden, und der andere, dessen Geist in ihm wirkte, würde ebenfalls froh darüber sein, eine Chance zu erhalten.

Osira mußte eingeweiht werden.

Die Gedanken, die ihn erfüllten, waren so fieberhaft, daß er sich

am liebsten auf den Weg nach Lovon gemacht hätte, um den Zwischenfall zu klären.

Aber es gab auch noch eine andere Möglichkeit.

Als Macabros war er im Vollbesitz von Ghanors Kräften und konnte seine Energie gebrauchen, um kurz hintereinender wie ein Geist an vielen Orten dieser Welt aufzutauchen. Er mußte sich auf die Suche nach seinem verlorenen Körper machen.

Das war der erste Schritt. Wenn der dann…

Da zuckte der dunkle Blitz in sein Bewußtsein.

Er hatte das Gefühl, in der Mitte gespalten zu werden.

Brennender Schmerz überall… Die Welt um ihn verging in einem Feuersturm, und im nächsten Moment war er an einem anderen Ort und kehrte zurück in den Originalkörper, der den Doppelleib hatte entstehen lassen.

Aber dort kam er nicht zu sich.

Ein wuchtiger Schlag auf den Kopf raubte ihm die Sinne.

Wenige Sekunden später wurde auch Prinz Ghanors Zelt eingerissen und zerfetzt, und der Besinnungslose wurde wie seine beiden Begleiter über die Grenze geschleift und in einen der Sandkegel gestoßen, wo er wie auf einer schiefen Ebene in eine dunkle und ungewisse Tiefe glitt…

*

Der Platz, wo der Prinz und seine beiden Begleiter genächtigt hatten, wurde so zurecht gemacht, daß man wenig später die Kampfspuren nicht mehr feststellen konnte.

Eine Anzahl Bugken war damit beschäftigt, die an Pfählen befestigten und aufgeregten Pferde zu lösen und davonzujagen. Die Tiere galoppierten in entgegengesetzter Richtung davon, als wüßten sie genau, wo sich ihre Ställe befanden.

Nur geraume Zeit später lag die Wüstenlandschaft mit den aufstrebenden, niedrigen Sandkegeln so da, wie Prinz Ghanor und seine beiden Freunde sie angetroffen hatten.

Still breitete sich der Sternenhimmel über der bernsteinfarbenen Wüste aus. Still und scheinbar verlassen lagen die Kegel dort, in die die Bugken nach und nach schließlich alle verschwunden waren. Ihr unterirdisches Reich hatte sie ebenso lautlos und geheimnisvoll wieder aufgenommen, wie es sie zuvor ausgespien hatte.

Kein lebendes Wesen weit und breit war mehr zu sehen.

Da löste sich einer der fernen Sterne am Himmel, kam rasend schnell näher, wurde groß und überstrahlte alle anderen um ein Vielfaches.

Ein Komet?

Nein!

Was da auf die Wüste herabkam, hatte menschliche Gestalt, war aber größer als ein Mensch.

Lautlos kam die Gestalt im unmittelbaren Grenzbereich der Bugken an und ragte wie ein Koloß aus purem Licht in den nächtlichen Himmel, der im Osten langsam blaß wurde. Der Morgen kündete sich an.

Das Wesen, das aus dem Kosmos auf dieser fremden Welt gelandet war, ging mit weit ausholenden Schritten auf eine Düne zu, die gut um das Doppelte größer war als es selbst.

D'Dyll-vh'on-Ayy, das Energiewesen, dem Hellmark und Mirakel auf der Erde begegneten, war auf Helon 4 gelandet.

*

Rani Mahay war verwundert darüber, daß L'Thar seine ursprüngliche Absicht aufgab, sie erst nach Einbruch der Dunkelheit zu Chhlom zu führen, wenn dessen Hauptaktivität begann.

Die Ankunft der Fürstentochter schien L'Thars Vorhaben von Grund auf geändert zu haben.

Aleana, die allein gekommen war, die es nicht wagen konnte, sich irgendeinem ihrer Diener in den Palästen von Ullnak anzuvertrauen, mußte zurück sein, sobald es dunkel wurde. Tamuur würde dann sofort ihre Abwesenheit bemerken.

Aleana lächelte, als sie den großen fremden Mann sah, dem es gelungen war, mit einem mutigen Sprung aus dem Fenster seines Gefängnisses zu entkommen.

Sie sagte: »Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß sich unsere Wege noch mal kreuzen würden. Ich hatte den Versuch unternommen, Ihnen zu helfen. Aber Sie haben sich selbst geholfen.«

»Ich habe dadurch nicht sehr viel erreicht«, bemerkte der Inder. »Ich bin hier frei – und doch ebenso ein Gefangener wie im Schloß des Magiers in Ullnak.«

Er ließ sie wissen, daß er es für besser halte, nach Ullnak zurückzukehren, um seine Suche nach dem verlorenen Freund fortzusetzen. Hier auf Skyx, dessen war er sich fast sicher, würde seine Suchaktion wohl kaum Erfolg haben. Hier gab es weder Björn Hellmark noch Carminia Brado.

Bis zur Stunde allerdings war auch nicht geklärt, wie es zu den Halluzinationen gekommen war, die er gehabt hatte.

L'Thar begrüßte die heimliche Besucherin auf der Insel mit einem erfrischenden Getränk. Dabei wurden auf perlmuttschimmernden Platten, die kunstvolle Verzierungen aufwiesen, fingerdicke, verschiedenfarbige Röllchen angeboten, die wie Frischgebackenes

aussahen und auch so schmeckten.

Nach der Begrüßungszeremonie wurde Mahay Zeuge der Absprachen, die zwischen der Besucherin und L'Thar getroffen wurden. Der Häuptling dieses Inseldorfes legte Wert darauf, daß der Mann, der die Ysgar-Schlange besiegt hatte, in seiner Nähe weilte.

Aleana sollte mit Hilfe der Skyx-Bewohner ihre alten Rechte zurückerhalten. Chhlom sollte die bestmögliche Antwort auf die Fragen finden, die die Fürstentochter bewegten. Hier auf Skyx sollte ein Gegenzauber aufgebaut werden, um Tamuurs Expansionsstreben abzublocken. Aleana brauchte Chhloms Rat.

Sie, die rechtmäßige Herrscherin über ein geknechtetes, ausgebeutetes Volk, suchte nach einer Möglichkeit, den allmächtig scheinenden Scharlachroten zu bannen und zu vernichten. Chhlom, der eine Art Gegenpol zu Tamuur war, konnte hier Entscheidendes leisten.

Und dann gingen sie zu Chhlom.

L'Thar schritt mit der schönen Fürstentochter voran.

Aleana trug ein hauchzartes, durchscheinendes und vorn aufspringendes Kleid, so daß der mit goldenen Pailletten besetzte Schlüpfer und der knappe BH durch das dünngewebte Kleid schimmerten, und auch bei jedem Schritt, den sie ging, noch stärker und deutlicher zu sehen waren.

Was nach irdischen Maßstäben als recht gewagte Kleidung erscheinen mußte, hier war sie ganz natürlich und offenbar angebracht.

Rani Mahay ertappte sich im stillen dabei, daß er, der einen Schritt hinter Aleana ging, seine Augen immer wieder auf den vollendet schönen, wohlproportionierten Körper richtete. Aleana bewegte sich mit der Elastizität und Geschmeidigkeit einer Katze.

An den Armgelenken der schönen Fürstin klangen die zahlreichen, kunstvoll geschmiedeten Armreifen gegeneinander wie kleine Glöckchen.

L'Thar, Aleana und Rani Mahay bewegten sich durch die schmalen, sauberen Dorfgassen. In regelmäßigen Abständen neben verschiedenen Gebäuden nahm der Inder Fluchtwege und Eingänge in die weiche, moosige Erde wahr. Diese Fluchttunnel und unterirdischen Aufenthaltsräume gab es noch nicht lange auf Skyx. Erst durch das immer tiefere Vordringen der Ysgar-Schlangen wurden die Bewohner des Dorfes gezwungen, fluchtartig ihre Behausungen zu verlassen, wenn dementsprechender Alarm der Wächter erfolgte.

Der Häuptling, die Fürstentochter und Rani näherten sich dem pagodenförmigen Gebäude, und erst jetzt aus unmittelbarer Nähe wurde dem Inder so recht bewußt, wie groß die Behausung war, in der das verehrte Wesen untergebracht war.

Die Pagode bestand aus mehreren Vorräumen, in denen man sich aufhalten konnte. Sie waren nur über schmale, steile Stiegen zu erreichen.

Die Vorräume waren zu diesem Zeitpunkt noch alle leer.

Es herrschte eine Art Dämmerung, die offenbar nicht abhängig war von den draußen vorherrschenden Lichtverhältnissen.

Die Wände bestanden aus gewobenen Pflanzenfasern, ebenso der Boden, der somit jeden Schritt dämpfte.

Im Mittelpunkt der Pagode gab es eine einzige Treppe, die steil und scharf gewunden in die Tiefe führte.

Die benutzte jetzt L'Thar.

Die Treppe war so eng, daß sie alle drei hintereinander gehen mußten. Sie befand sich offensichtlich im Zentrum der Pagode.

Mahay kam es wie eine Ewigkeit vor, bis sie einen düsteren Raum erreichten, der sich ganz offensichtlich nicht in, sondern unter dem Tempelbereich Chhloms befand.

Chhlom lebte unter der Erde.

L'Thar stieß eine nach Erde riechende, dunkle Holztür auf. Diese mündete in eine große Halle, in der es dämmrig war, ohne daß irgendwelche Lichtquellen existierten, die die Dunkelheit, die normalerweise hier hätte vorherrschen müssen, auflockerte.

Unregelmäßige Treppen führten in den eigentlichen Tempelbereich.

Aus dem Boden ragten Wurzeln aller Größen und aller Arten. Sie bildeten ein verwirrendes Netzwerk über ihnen und seitlich an den dunklen Wänden.

Der Geruch frischer, feuchter Erde stieg Rani in die Nase. Er kam sich vor wie in einem überdimensionalen Grab. Trotz der enormen Weite der unterirdischen Halle fühlte er sich bedrückt und konnte sich seine Stimmung nicht erklären. L'Thars und Aleanas Verhalten aber war genau das Gegenteil. Sie fühlten sich offensichtlich erleichtert und geborgen hier unten.

Offenbar hing das damit zusammen, daß er mit seinem menschlichen Willen und seinen Empfindungen hier völlig fehl am Platz war.

Seine Blicke schweiften über das netzartig verflochtene Wurzelwerk. Das Ganze hatte System, auch wenn das auf den ersten Blick unglaublich schien.

Aus den dicksten, verflochtenen Wurzeln sprossen dünnere, die wiederum noch dünnere hervorbrachten.

In sämtlichen Wurzeln erklang leises, permanentes Rauschen, und die halbdurchsichtigen, faserigen Wände ließen den Blick in das Innere der Wurzeln gehen, und er konnte erkennen, daß blaßgelbe und rötliche Säfte schnell darin flossen und dem hintersten Punkt der

von Wurzeln überzogenen Tempelwand zustrebten.

Dem Weg der durch die Wurzeln fließenden Säfte folgten L'Thar, Aleana und Mahay.

Sie erreichten die hinterste Wand, und hier nahm das Netzwerk explosionsartig zu. Aus allen Richtungen liefen hier dicke und dünne Wurzeln zusammen, und das Rauschen und leise Sprudeln in diesem seltsamen Adergeflecht war nun unüberhörbar.

Die zahllosen Wurzeln bildeten einen Kopf, der bizarr und fremdartig anmutete und der nur aus Wurzeln aller Größe bestand. Der seltsame Schädel war fünfmal größer als ein Menschenschädel. Das Geflecht der Wurzeln bildete nicht nur die Adern, sondern auch die Schicht, aus der der riesige, unheimlich wirkende Kopf bestand.

Das Gesicht war durchzogen von durchsichtigem Aderwerk, in dem die Lebenssäfte strömten, die durch das Netz aller Wurzeln bis hierher getragen wurden.

Riesige, wie Kohlen glimmende Augen saßen in dem Wurzelgesicht, aus dem jetzt eine gruftdunkle Stimme kam.

»Ich heiße euch willkommen in Chhloms Reich…«

Das Gesicht – war Chhlom!

*

Rani Mahay brauchte einige Sekunden, um das zu verdauen.

L'Thar legte beide Hände an seine Brust und verbeugte sich. Offenbar war dies ein Zeichen der Verehrung. Aleana folgte seinem Beispiel. Der Inder schloß sich an.

Der riesige Wurzelschädel zog ihn ganz in seinen Bann, es fiel ihm schwer, sich dem Blick der bannenden, ihn sezierenden Augen zu entziehen, die ihn bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele zu durchschauen schienen.

»Die Zeichen auf Skyx stellen uns vor Rätsel, Verehrungswürdiger«, begann L'Thar mit seinem Vortrag. »Ysgar-Schlangen verscheuchen uns aus dem Dorf oder reißen Opfer in unser Volk. Bisher ist es Tamuur, dem Schrecklichen, nicht gelungen, seinen Fuß auf dieses paradiesische Eiland zu setzen. Doch er greift danach. Das Auftauchen der Ysgars ist ein erstes Anzeichen dafür. Wesen, die dunklen Mächten dienen oder aus dem Reich der Finsternis selbst stammen, werden an Skyx Ufer gespült. Die Abstände in ihrem Auftauchen werden immer kürzer. Ich habe dich in der letzten Zeit oft um Rat gefragt, verehrungswürdiger Chhlom. Bisher haben wir keine Antwort auf unsere drängenden, lebenswichtigen Fragen erhalten.«

L'Thars Stimme klang beinahe vorwurfsvoll.

»Ich weiß, L'Thar…« erscholl es dumpf aus dem Wurzelgesicht.

»Was geht vor, Verehrungswürdiger? Besitzen wir nicht mehr dein

volles Vertrauen? Ist der Kontakt zwischen uns und dir gestört? Was ist schuld daran? Du besitzt die Fähigkeit, mit den Wipfeln der Bäume und dem Duft der Blumen die Sprache des Windes zu hören. Böse Gedanken, die auf Skyx gerichtet sind, werden dir bekannt, noch ehe wir eine Ahnung davon hätten. Was ist es, Verehrungswürdiger, das die Verbindung zwischen dir und uns von Tag zu Tag schwerer macht?«

»Ich kann es dir nicht sagen L'Thar«, erwiderte der Kopf. »Noch nicht…«

»Ich habe Freunde mitgebracht. Wir bedauern alle, so früh zu dir kommen zu müssen. Aleanas Ankunft läßt uns keine andere Wahl. Noch ehe die Dunkelheit über Skyx hereinbricht und deine großen Stunden beginnen, muß sie wieder zurück sein. Not und Ratlosigkeit haben sie veranlaßt, den gefährlichen Weg nach hier anzutreten…«

»Ich weiß.« Chhloms dunkle Stimme erfüllte die weite Halbdämmerung der unterirdischen Tempelhalle. »Ich weiß, wer was in Ullnak denkt. Der Wind hat mir die Stimmen und Gedanken von dort hereingetragen.«

Rani Mahay hörte aufmerksam zu.

Der Dialog, der sich zwischen L'Thar und dem Wurzelkopf entspann, wurde beinahe freundschaftlich geführt, als wäre dieses auf Pflanzensäfte angewiesene, nur aus Kopf bestehende Wesen der engste Vertraute oder beste Freund des Häuptlings.

Der Inder gewann den Eindruck, daß Chhlom parapsychologische Fähigkeiten besaß. Das Lauschen in die Ferne – das Wahrnehmen von Stimmungen und Gefühlen durch das Blattwerk der Bäume und den Duft der Blumen, mit denen er auf geheimnisvolle Weise verbunden war, die Tatsache, daß er Dinge vorausahnen und sein Volk rechtzeitig darauf aufmerksam machen konnte, das alles sprach für eine solche Vermutung.

Nach Einbruch der Dunkelheit mußte Chhloms Fähigkeit größer sein als beim Licht der Sonne. Das paßte zu den Aktivitäten in Ullnak, wo Tamuurs große Stunde geschlagen hatte.

Chhlom war damit in der Tat ein wichtiger Gegenpol des Magiers. Er konnte Stimmungen und Gefühle aus Ullnak erkennen und dadurch selbst Abwehrmaßnahmen treffen.

Chhlom war magisch begabt.

Wie sich das jedoch im einzelnen äußerte, davon konnte Mahay sich kein Bild machen.

Der Wurzelkopf teilte Aleana einige recht interessante Einzelheiten mit, verlor sich aber dann in einer derart bildhaften Sprache, daß der Inder Schwierigkeiten hatte zu folgen.

Aleana erhielt Verhaltensmaßregeln. Zu bestimmten Zeiten sollte sie bestimmte Kräuter pflücken und einen Sud daraus kochen. Der

Gegenzauber Chhloms, der bisher die Skyx-Insel vor dem Zugriff des Scharlachroten bewahrte, sollte sich durch Aleana auf der anderen Seite des Ozeans ebenfalls nach und nach ausbreiten.

Auf der einen Seite war Rani Mahay überrascht, welches Wissen und welche Kenntnisse Chhlom besaß und wie er sie geschickt einzusetzen verstand – auf der anderen Seite jedoch zeigte sich allerdings eine bemerkenswerte Schwäche in der parapsychischen Abwehr, die offenbar vor gar nicht allzu langer Zeit bedeutend größer gewesen sein mußte.

Warum entsann Chhlom sich nicht dessen – oder was hielt ihn davon ab, seine Fähigkeiten auch dann einzusetzen, um die Ysgar-Schlangen, die es in der Vergangenheit nachweislich nie schafften, den ufernahen Bezirk zu erreichen, zurückzuweisen.

Es gab etwas, das Chhlom nicht erkannte – oder nicht erkennen wollte. Und merkwürdig war, daß weder L'Thar noch Aleana näher auf diesen ganz deutlich sichtbaren Widerspruch auch nur mit einem einzigen Wort eingingen!

Aber Rani tat es, und zwar in dem Moment, als er vor Chhlom trat, um seine Probleme vorzutragen.

Die seltsamen Bilder, die er wahrgenommen hatte, als er auf Skyx aufwachte, die Ereignisse um Björn und Carminia hatten sich ihm eingebrannt wie ein Mal.

Der Inder starrte auf das Adergeflecht des aus Wurzeln bestehenden Hirns, das mehr als zwei Drittel der Gesamtfläche des Schädels von Chhlom einnahm.

»Es gibt einige Dinge, die ich nicht verstehe«, murmelte er. Er schilderte die Ereignisse, und er wußte gleichzeitig, daß es Unsinn war, so genau zu sein.

Wenn Chhloms Geist alles und jeden hier kannte, mußte er auch wissen, was um ihn, Mahay, vorgegangen war.

»Ja, ich weiß es«, vernahm er Chhloms Stimme, noch ehe er diese Gedanken in Worte gekleidet hatte. »Es ist anders – als ich wollte es ist manchmal so merkwürdig…«

Die Worte klangen schwerfällig, als müsse er mühsam jede einzelne Silbe erst suchen, um sie schließlich auszusprechen.

Das dunkle Glühen in den Augen des Wurzelkopfs verstärkte sich.

Von Chhlom her strahlte plötzlich eine Unruhe und Unsicherheit auf Mahay über, die der Inder beinahe körperlich fühlte.

»Was ist los mit dir, Verehrungswürdiger?« vernahm Rani die Stimme L'Thars aus dem Hintergrund.

Merkte endlich auch der Häuptling der Skyx, daß hier etwas nicht stimmte?

»Er stellt so seltsame Fragen… Wer gibt ihm das Recht dazu?« Chhloms Stimme klang verändert, beinahe kalt und abweisend.

»Ich selbst verleihe mir das Recht, Chhlom«, murmelte der Inder. »Weil ich ein freier Mann bin…«

Das mußte provozieren. Und genau das beabsichtigte Mahay.

Wenn Chhlom Güte verkörperte und das Beste für alle wollte, die hier lebten, dann würde er auch Verständnis für die Reaktionen eines Fremden aufbringen, der auf seine eigene Art um Hilfe und Auskunft bat.

Es war schließlich Mahays Schicksal, daß er hierher verschlagen wurde.

»Du denkst – ein freier Mann zu sein. Ich werde dir beweisen, daß du es nicht bist!«

Was bedeuteten diese harten, kalten Worte?

Rani hielt den Atem an.

Die Luft in der unterirdischen Tempelhalle wurde seltsam fahl – und kalt.

Der Strom der Lebenssäfte in dem Wurzelgesicht beschleunigte sich.

In der fahlen Dämmerung, die sie alle einhüllte, spielte sich eine gespenstische Verwandlung ab.

Fauchend und zischend wallte Nebel auf. Und in dem diffusen Nebel, der wie schwerer, zäher Rauch über den Boden kroch, entzündeten sich Feuer, die breit und hoch aufglühten. Der rote Widerschein der Flammen spiegelte sich in den Augen der drei Besucher und auf ihren bleichen, entsetzten Gesichtern.

Ein dumpfes Knurren und Zischen lag in der Luft und mischte sich in die allgemein unheimliche und unheilvolle Stimmung, die blitzartig alles veränderte.

Wie Pilse wuchsen flache Schalen aus dem Boden, in denen Feuerzungen leckten. Die Tempelfeuer verbreiteten einen penetranten, ätzenden Gestank, als hätte sich das Tor zur Hölle spaltweit geöffnet.

Dunkle, formlose Götzen erstanden aus dem Nichts wie die Feuerschalen. Hockende Steinfiguren kreisten die drei Menschen ein. Aus schräg liegenden, dunkelgrün glimmenden Augen stierten die Götzengestalten zu ihnen herüber, und im Licht der auf und ab schwellenden Tempelfeuer schienen sich die breiten Bestienmäuler zu verziehen.

Aus dem brodelnden Nebel heraus stieß eine schuppige, riesige Gestalt. Ein Schlangenkopf wurde sichtbar.

Eine Ysgar-Schlange!

Sie griff Aleana an.

Die junge Frau schrie gellend auf und wich panikerfüllt zurück.

Das Maul der Schlange stieß nach. Die scharfgebogenen Zähne verhakten sich in dem dünnen, raschelnden Gewand der Fürstentochter. Aleana konnte verhindern, von den Zähnen getroffen

zu werden – aber bei ihrer scharfen Kehrtwendung und ihrer Flucht auf die breiten, ausgetretenen steinernen Stufen der Halle zerriß das durchsichtige Kleid. Wie ein weißer, wehender Schleier wurde es von der wütend um sich schlagenden Ysgar-Schlange vollends zerfetzt, während Aleana nur in goldfarbenem Schlüpfer und BH durch den Nebel zum Ausgang rannte.

Mahay warf sich nach vorn und griff mit bloßen Händen zu, um einen weiteren Angriff der Schlange zu verhindern.

Da wickelte sich mit unbarmherziger Kraft etwas um seine Beine und ließ ihn straucheln.

Rani flog nach vorn.

Mit ihrem Hinterteil wickelte sich die Ysgar-Schlange um seine Schenkel und verhinderte, daß er auch nur einzigen Schritt nach vorn kam.

Aber die kräftigen Arme des Inders stießen nach vorn und erwischten den Hals der Schlange, ehe das Reptil ruckartig zurückweichen konnte.

Wie im ersten Kampf drückte er mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft zu, um die Ysgar kampfunfähig zu machen.

Auf Mahays Stirn perlte der Schweiß. Vor seinen Augen begann die Umgebung wild zu kreisen wie ein in Fahrt geratenes Karussell.

Und in den kreisenden Bildern, die sein Bewußtsein empfing, nahm er plötzlich eine weitere Ysgar-Schlange wahr, und noch eine… und noch eine.

Sie alle kamen auf ihn zu. Mahays Blicke irrten von einer zur anderen.

Das würde er niemals schaffen. Nun würde diese Insel doch sein Grab.

Da löste sich aus dem dunklen Hintergrund des gespenstischen Tempels eine Gestalt.

L’Thar?

Nein. Von ihm war nicht mehr die geringste Spur wahrnehmbar. Es schien, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Ein blonder Mann, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, tauchte am Ort des Geschehens auf.

»Björn!« entrann es Mahays Lippen. Das war die Gestalt, der er in den Wald und schließlich in ein bizarres Felsenland, das nach L’Thars Angaben überhaupt nicht existierte, gefolgt war!

Mit unbarmherziger Kraft den Hals der Schlange zudrückend, die nach seinem Leben gierte, starrte der Inder auf den Freund – und mußte zu seiner Verwunderung und seinem Entsetzen erkennen, daß es sich doch nicht um Hellmark handelte.

Die Ähnlichkeit war frappierend. Es gab einige ganz typische Merkmale, während andere übertrieben waren wie bei einer

Karikatur.

Hellmark stand nicht die Rolle des Muskelprotzes, der er nicht war. Er hatte einen ausgebildeten, durchtrainierten, sportlichen Körper, seine Züge waren nicht so scharf wie die Gestalt sie aufwies, die aus dem Dunkeln neben der Treppe stürzte und Aleana emporjagte.

Die Fürstentochter aus Ullnak befand sich etwa auf halber Höhe, als sie einen Blick zurückwarf, um zu sehen, wie die unheilvollen Dinge sich entwickelten.

Dabei lief sie weiter, kam zu weit nach rechts – und trat ins Leere!

Hier gab es kein Geländer, das ihren Sturz in die Tiefe hätte verhindern können.

Aleanas gellender Aufschrei hallte in Mahays Ohren, wurde als vielfach verstärktes Echo zurückgeworfen und mischte sich in das Fauchen und Zischen der über den harten Untergrund schlängelnden Ysgar-Riesen und in das Prasseln der Tempelfeuer, die bis zur Decke loderten und flammende Säulen bildeten.

Die Fürstentochter griff ins Leere, als sie versuchte, sich an den rauhen Steinen festzuhalten.

Aleanas Körper schlug dumpf auf einem steinernen Vorsprung auf, kam damit genau vor die Füße des blonden Mannes zu liegen, der kurzerhand über sie hinwegsprang.

In verkrümmter Haltung blieb der Körper der Fürstin liegen. Ihre Hand zuckte ins Gesicht, sie atmete schnell und flach.

Der Blonde sprang auf die Ysgar-Schlange zu, die sich im gleichen Moment von der Seite her der Hilflosen näherte.

Der Blonde zückte einen Dolch.

Das alles sah Mahay. Und er dachte: Einen Dolch hat er nie gehabt… er sah anders aus… er ist’s auf eine Weise – und er ist’s doch nicht…

Er kam sich vor wie in einem Traum, in dem er verzweifelt etwas zurechtzurücken versuchte, etwas ändern wollte, was aber nicht ging.

Und dann ging es doch plötzlich.

Es spielte sich vor seinen Augen ab.

Die Gestalt des blonden Kämpfers veränderte sich. Sie wurde geschmeidiger und wirkte menschlicher. Die scharfen Linien, die das Gesicht prägten, wurden weicher und zeigten die ganze markante Persönlichkeit dieses Mannes ohne Überzeichnung.

Anstelle des Lendenschurzes trug der Bewaffnete nun eine weiße, gut sitzende Hose, ein geöffnetes, nicht mehr ganz sauberes und an mehreren Stellen eingerissenes Hemd. Statt des Dolches in der Rechten – wuchs dem Kämpfer ein silbern blinkendes Schwert, das einen kostbaren, mit geschliffenen Steinen besetzten Griff aufwies.

Das Schwert des Toten Gottes!

Ja, das war es. Und nur einer konnte es führen: Björn. Und der

Mann, der es führte, war Hellmark – wie er leibte und lebte!

Es schien, als hätten die analysierenden Gedanken an den Freund dessen Aussehen korrigiert.

Mahay überlief es heiß und kalt.

Chhloms Gedankenwelt! Der parapsychisch begabte Wurzelkopf, der alles und jeden kontrollierte und dem das Skyx-Volk selbst göttliche Macht zuschrieb, hatte Einblick gewonnen in seine Überlegungen und Vorstellungen.

Chhlom konnte Gedanken lesen und sie schließlich in Bilder umfunktionieren!

Der Gedanke daran, was hier wirklich vorging, erfüllte den Inder mit Grauen und einem enormen Willen, den schrecklichen Angriffen zu widerstehen.

Er sah die zurückliegenden Ereignisse nun in einem anderen Licht und hatte mit einem Mal die Lösung parat.

Sie war so einfach – wenn man sie kannte!

Chhlom war nicht mehr so, wie er mal gewesen war.

Er, der den Frieden und das Glück dieser paradiesischen Insel zu beschützen hatte – war krank und reagierte falsch.

Er schickte Schreckensbilder!

Die bizarre Felslandschaft, durch die er nach seiner Ankunft auf dieser Insel noch geeilt war, um Carminia und Björn zu finden, hatte es nie gegeben.

Chhlom hatte sein Hirn strapaziert, um ihm Informationen, die er über den fremden Eindringling benötigte, zu entnehmen.

So wußte er Bescheid über die schrecklichen Welten, die Mahays Augen schon geschaut hatten, so erfuhr er von den Freunden, an die er dachte.

Chhlom zapfte davor heimlich sein. Hirn an – und es gelang ihm nicht, Hellmarks Ebenbild so zu schaffen, wie Mahay es kannte. Es war zu einer Fehlinformation oder Fehlsteuerung seitens Chhloms gekommen.

Das Hirn war krank.

Chhlom, der Verehrungswürdige, schuf die Situationen, von denen er erwarten konnte, daß sie Verwirrung und Schrecken hervorriefen.

Dann war auch das, was jetzt geschah, nur eine Farce? Dann existierte nichts von dem, was er erlebt – sondern all diese Bilder, all die Ereignisse entsprangen diesem von Pflanzensäften genährten Hirn.

»Richtig! Ja!« Chhloms Stimme ertönte und hallte dröhnend durch die Halle. »Du hast es erkannt!«

Chhlom triumphierte. »Weiter – was denkst du noch? Es ist interessant, deinen Gedankengängen zu lauschen…«

Mahay dachte nur eines: wegzukommen aus dieser geistigen Fessel, die ihn umschlang.

Er mußte an seine erste Begegnung mit einer Ysgar-Schlange denken. Mit bloßem Willen war es ihm gelungen, die Bestie abzulenken und ihre Gefährlichkeit abzublocken. Aber nun im Nachhinein begriff er, daß nicht sein Wille entscheidend gewesen war, sondern der Chhloms!

Nicht ein Hirn aus Fleisch und Blut steuerte den Leib dieser Schlange, sondern parapsychologische Kräfte, die die Grenzen der Vernunft gesprengt hatten.

Nur weil Chhlom zuvor wollte, daß Mahay meinte, als Sieger hervorgegangen zu sein, war es ihm gelungen, die Ysgar zu besiegen.

Dort, wo die tote Ysgar zurückgeblieben war – würde nun wohl nichts mehr zu finden sein. Er hatte in Wirklichkeit gegen ein Phantom gekämpft, wie er es auch jetzt wieder tat.

Ein Phantom war die Ysgar, gegen die er im Moment kämpfte. Materie gewordener Geist fiel ihn an.

Chhlom lachte schrecklich, daß es durch die Tempelhalle dröhnte.

Die Schlange unter Mahays Händen wurde weich wie Gummi und löste sich dann in ihre Einzelteile auf, die davonwehten wie aufgeblasene Luftballons.

Björn Hellmark, der sich kämpfend auf ein anderes der geistigen Untiere stürzte, verschwand, weil er selbst ein Phantom war, ein Gedanke Chhloms.

Die steinernen Götzen und flammenden Schalen aber blieben vorhanden. Der Inder stürzte kopflos davon.

Nur ein Gedanke erfüllte ihn: er wollte raus aus diesem unterirdischen Gespenstertempel, und er blickte sich um nach L'Thar, der erstaunlicherweise bis in diesem Moment nicht wieder aufgetaucht war.

Der Inder jagte die Stufen empor, vom dröhnenden Lachen Chhloms verfolgt.

Aleana!

Wie von einer Hand festgehalten, blieb Mahay stehen.

Sie war kein Traum, kein Phantombild.

Dort auf dem Steinvorsprung lag sie, richtete sich langsam auf, und auf ihrem Alabaster-Körper spielte das wilde Tempellicht.

»Nimm mich mit, Fremder… zum Schiff… es ist unsere einzige Rettung!«

Er ließ sich nicht zweimal dazu auffordern, sprang einfach nach unten und landete federnd neben der Fürstentochter.

Mahay schob seine Hände unter den weißen Leib Aleanas und hob sie empor. Sie war leicht wie eine Feder.

Der Inder rannte mit seiner geringfügigen Last zur Treppe vor und jagte sie dann nach oben.

Chhloms Lachen verfolgte ihn, ebenso das Zischen und Fauchen

der Schlangen. Die Ysgars bekamen plötzlich Flügel und erhoben sich vom Boden, und ihre riesigen Körper jagten flatternd auf ihn zu.

Mahay rannte wie von Sinnen nach oben und erreichte den Vortempel.

Leer…

Der nächste Vortempel! Auch hier hielt sich niemand auf.

Der Inder erreichte die schmalen Stiegen, die aus der Pagode nach unten führten. Das Dorf der Skyx lag leer und verlassen.

Mahay schluckte.

Er hielt Aleana fest und vermied, so gut es ging, Erschütterungen, um ihr keine Schmerzen zuzufügen. Er wußte nicht, wie stark sie verletzt war, ob sie sich etwas gebrochen hatte. Er hatte keine Zeit gefunden, dies nachzuprüfen. Jede Sekunde Flucht war kostbar. Für sie beide. Es ging um ihr Leben.

Aber dieser Gedanke schon wieder barg einen Widerspruch in sich selbst.

Chhlom wollte sie quälen! Bis aufs Blut! Wenn er nur ihr Leben wollte, dann hätte er längst sich die Dinge so zuspitzen lassen können, wie er das wollte.

Ohne Chhlom ging hier auf Skyx nichts!

Aber Mahay war nicht der Mensch, der einfach die Flinte ins Korn warf. Solange er lebte und atmete, mußte er etwas unternehmen, konnte er nicht einfach stehenbleiben und sagen: Komm, mach mit mir, was du willst! Es hat doch alles keinen Zweck.

Mahay war ein Kämpfer, bereit, das Letzte zu versuchen.

Das tat er auch jetzt, obwohl er ahnte, daß es aussichtslos war.

Er nahm seine Umgebung wahr wie durch einen Schleier, der vor seinen Augen lag.

Die pilz-, blumen- und baumförmigen Gebäude der Skyx waren nur Schemen für ihn. Er hielt den Blick geradeaus gerichtet auf den Hauptweg zu, der aus und in das Dorf führte.

Warum waren die Skyx verschwunden?

Hatten sie die unterirdischen Verstecke aufgesucht?

Die Nähe der Ysgar-Schlangen mußte durch irgendeinen geistigen Kontakt, den sie alle zu Chhlom hatten, die überstürzte und völlige Flucht ausgelöst haben.

Die armen Skyx.

Sie erkannten das Geschehen nicht in ihrer ganzen Tiefe.

Den sie verehrten – der schuf die Gefahr selbst. Deshalb warnte er sie gar nicht mehr davor!

Das Hirn, Chhlom, mußte behandelt werden. Es war krank. Was immer auch diese Krankheit ausgelöst haben mochte: Die Skyx liefen Gefahr, sich selbst auszurotten, wenn sie Chhloms wahres Wirken nicht durchschauten.

Seine Gedanken, die revolutionär auf dieser Welt erscheinen mußten, stachelten den unheimlichen Geist in der Tiefe offenbar noch an.

Chhlom schien den Verstand zu verlieren!

Mahay sah, wie die an Pflanzen erinnernden Gebäude sich losrissen – wie sie zu leben begannen und auf Wurzelbeinen die Verfolgung aufnahmen.

*

Ein Dorf begann zu leben!

Die großen Gebäude rissen sich aus dem Boden wie Baumstämme, die vom Sturm entwurzelt wurden.

Es war ein unheimliches, unfaßbares Bild, und Mahay zweifelte an seinem eigenen Verstand, ob diese Halluzination wirklich echt war oder von Chhlom nur vorgegaukelt wurde.

Blitzartig setzte der Wind ein, zerrte und riß in den Wipfeln, brüllte und toste.

Die pilzförmigen Häuser wirkten geisterhaft. Die Türen und Fenster erinnerten an Sinnesorgane, lange, wurzelähnliche Auswüchse an ihren Seiten wurden zu greifenden Händen, die gierig nach dem Fliehenden stießen.

Mahay rannte voller Verzweiflung den Weg zurück, den er gekommen zu sein glaubte.

Äste und Zweige streiften sein Gesicht, und er bedauerte, nicht mehr Rücksicht auf Aleana nehmen zu können.

Die Häuser wurden zu Horror-Tempeln. Damit gab es mehr als nur einen auf dieser friedlich scheinenden Insel. Diese ganze Insel – war ein Horror-Land! Nur ein Geist lebte und wirkte, und die Skyx selbst, die sich unter ihrem Häuptling L'Thar so freundlich und hilfsbereit gezeigt hatten, schienen ebenfalls nur der Vorstellungskraft Chhloms entsprossen zu sein.

Spätestens jetzt hätten sie doch reagieren und aus ihren Erdlöchern herauskommen müssen.

Doch nichts dergleichen geschah.

Die Stadt blieb leer. Nur die überdimensionalen Stengel und Pilze lebten und die Bäume. Alles um ihn herum war in eine wilde, hektische Bewegung geraten.

Der Inder wußte später nicht mehr zu sagen, wie es ihm eigentlich gelungen war, dieser Hölle zu entkommen.

Er erreichte den Strand, sah das weite, unendlich wirkende Meer vor sich und das blaue kleine Schiff, das sich kaum von See und Himmel abhob.

Er lief eiligst darauf zu und warf sich förmlich dem Schiff in der

kleinen Bucht entgegen.

Aleana, die sich die ganze Zeit wie eine Bewußtlose verhalten hatte, murmelte: »Rechts… Fremder… Der flache, metallisch schimmernde Einsatz…«

Mahays Blicke irrten in die angegebene Richtung.

Da gab es einen nierenförmigen Tisch, der an drei Seiten mit flachen Metallstreben in die Bootswand eingesetzt war. Über diesen Tisch war ein durchsichtiger Schutz gestülpt.

Mehrere flache und auffallend breite Knöpfe säumten den Rand des Tisches.

Mit schwacher Gestik gab Aleana zu verstehen, welchen Knopf sie gedrückt haben wollte.

Mahay befolgte den Hinweis.

Im nächsten Moment glitt das eingerollte, himmelblaue Sonnensegel aus der Versenkung und entfaltete sich raschelnd.

Die Luft und das Sonnenlicht gleichzeitig schienen verantwortlich dafür zu sein, daß das Schiff sich sofort vom ufernahen Rand löste und ruhig und rasch auf dem glatten Wasser dahinglitt.

Mahay stand drei Sekunden mitten in der flachen Yacht, mit der Aleana aus Ullnak gekommen war, und starrte zurück zum Ufer.

Dort herrschte reges Treiben. Die ganze Insel schien in Bewegung geraten zu sein.

In Nebel und Dampfwolken gehüllt, entstand dort drüben am Ufer ein neues, lebendes Dorf.

»Halluzinationen«, stieß Mahay hervor. »Nichts als Halluzinationen…«

Er warf einen Blick auf Aleana, die ihn mit zarter Hand anstieß.

»Nein«, wisperte sie, jedes seiner Worte deutlich verstehen könnend. »Wirklichkeit, Fremder… das ist…«

Da sträubten sich dem Inder die Nackenhaare.

Die Gestalt auf seinen Armen zerfloß wie ein Schemen. Aleana löste sich auf.

Die blaue Yacht mit dem Sonnensegel wurde zu einem ächzenden, schwarzen Schiff, dessen Planken unter den sturmgepeitschten Wogen zu bersten schienen.

»Tamuur!« sagte da eine eiskalte, grausame Stimme, die Worte der vergehenden Aleana fortsetzend.

Und für Bruchteile von Sekunden erblickte der Inder die unheimliche Gestalt des Scharlachroten vor sich, wie sie sich aus geflochtenem, verwirrendem Netzwerk von Wurzeln und Säfte durchströmenden Adern bildete: ein Körper, der aus flachen, breiten Bändern zu bestehen schien, die straff zusammengewickelt waren.

Der Kopf erinnerte an eine aufgeklappte Muschel, die wiederum in zwei Teile geteilt war: Links schimmerte sie in einem dunklen,

kräftigen Orange, rechts in einem tiefen, unheimlich wirkenden Grün. Die Ohren bestanden aus zahlreichen kleinen Rippen, die Ähnlichkeit mit verkümmerten Echsenflügeln hatten.

Aus dem breiten, haarlosen Schädel züngelten etwa dreißig Zentimeter hohe Flammen, die einen dichten, ständig in Bewegung befindlichen Kamm auf diesem Kopf bildeten. Die Flammen changierten in sämtlichen Rottönen und ergaben zusammengenommen ein intensives, scharlachrotes Lacht, das ihm den Beinamen »Der Scharlachrote« eingetragen hatte.

Mahay war es, als erhalte er einen Stoß gegen die Brust.

Die Wucht einer über Bord gehenden Welle warf ihn zurück und löste gleichzeitig die gespenstische Gestalt auf, die auf den Wellenbergen des aufgewühlten Ozeans verging.

Der Inder klammerte sich an den glitschigen Mast, um nicht über Bord gespült zu werden.

»Tamuur, ja, Tamuur steckt hinter all dem, was du erleben durftest. Ist das nicht herrlich?« fragte ihn eine unsichtbare, dröhnende Stimme. »Armseliger Erdenwurm! Hast du wirklich geglaubt, dich meinem Zugriff entziehen zu können? Du hättest früher kommen müssen – vor langer Zeit, als Skyx noch frei war, als L'Thar regierte und Chhlom die große Hoffnung dieser Narren war. Ich habe lange gebraucht, um mich in Chhloms Gedankenwelt zu schleichen, um sie Stück für Stück zu übernehmen. Das ist mir gelungen. Damit habe ich die Skyx und die Insel der Skyx übernommen. Sie ist ein Spielplatz der Gedanken geblieben. Chhlom lebt dort noch immer und denkt zurück an die Zeit, als noch ein friedliches Volk in den Dschungeldörfern lebte. Und manchmal läßt er die Dinge und Personen wieder Gestalt annehmen, ohne zu ahnen, daß es sie nicht mehr gibt. Und wann immer es mir paßt, schalte ich, der unbesiegbare Tamuur, mich ein, beeinflusse Chhloms Gedankenwelt, und das Spiel geht seinen Lauf… War es nicht herrlich, der du dich Rani Mahay nennst? Hast du nicht alle die wiedergesehen, die du sehen wolltest? Du siehst, auch Tamuur hat ein Herz…«

»Schweig, Elender«, schrie Mahay, bis auf die Haut durchnäßt, sich voller Verzweiflung an den Mast klammernd.

Das Mosaik der Rätsel war beendet.

Nun begriff der Inder den gesamten Zusammenhang.

Die Insel gehörte zum Einflußbereich Tamuurs, wie das Land und die Stadt Ullnak ihm gehörten.

Der Scharlachrote hatte von Anfang an gewußt, was geschehen würde, als Mahay todesmutig aus dem Kerkerfenster sprang.

Er hatte ihn bis hierher verfolgt, war hinter jedem Baum, hinter jedem Strauch gewesen und hatte die Qualen seines Opfers mit neuen Hoffnungen sich ablösen lassen… um dann doch wieder unbarmherzig

und gefühllos zuzuschlagen.

Er war vom Regen in die Traufe geraten.

Nun begann das grausige Spiel von vorn.

Aleana war ebensowenig auf die Insel gekommen, wie Björn und Carminia es waren… L'Thar war ein parapsychologischer Gedanke Chhloms – ebenso das Dschungeldorf…

So viele Widersprüche hatte es gegeben. Er hatte sie registriert und nicht verstanden. Nun verstand er sie.

Die schöne Yacht mit dem Sonnenmotor hatte überhaupt nicht in dieses Bild gepaßt. In der kurzen Zeit, die er in Ullnak verbrachte, hatte er einen Einblick gewonnen in die Welt dieser Menschen.

Es ging dort – was sein technisches Verständnis und Empfinden betraf – sehr altertümlich zu.

Dieses Schiff paßte in diesen Rahmen. Die Yacht, in der angeblich Aleana gekommen war, hatte nie existiert!

Nun ging es zurück nach Ullnak, auf die andere Seite des Ozeans.

Er hätte von Bord springen und sich den stürmisch aufgepeitschten Wellen überlassen können. Irgendwo hätten die Wellen ihn wieder an Land geschwemmt. In Ullnak – oder auf Skyx…

Das war alles das gleiche.

Nun geriet er wieder vom Regen in die Traufe.

Er klammerte sich verzweifelt an den Mast, um den Sturm zu überstehen, um nicht über die Planken gespült zu werden.

Der verzweifelte Wunsch, am Leben zu bleiben, erfüllte ihn.

»Ich freue mich auf unser Wiedersehen! Haha, hahaaahaaa, hahahhhaaa…«, lachte die dröhnende Stimme Tamuurs, und das war das letzte, was er vernahm.

Keine Sekunde lang spielte er mit dem Gedanken, dieses grausame Spiel nicht mehr mitzumachen und freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Im Gegenteil: er kämpfte um das Überleben.

Sollte er ruhig zurückkehren nach Ullnak. Er war bereit, den Kampf fortzusetzen.

Tamuur hatte sich selbst als unbesiegbar bezeichnet.

»Aber du bist besiegbar, auch du bist es, davon bin ich fest überzeugt.« Rani schrie seine Gedanken hinaus in die tosende Nacht, als wolle er Tamuur nachrufen, was er dachte. »Ich werde alles daransetzen, Mittel und Wege zu finden, um herauszubekommen, wie man dich besiegen kann…«

Doch diese Gedanken führten schon zu weit in die Zukunft. Erst einmal hieß es. Tamuurs Zugriff in Ullnak zu entgehen, ehe er sich an andere Wagnisse heranarbeiten konnte.

Aufgeben aber würde er nicht.

Er war bereit, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen…

*

Lovon.

In der einen Hälfte des Doppelpalastes, der Lugom, seinem Bruder, zugesprochen war, hielt sich noch immer Prinz Ghanor auf.

Mit seinem fremden Körper durchstreifte der Prinz jenen Palast, in dem er eigentlich nichts zu suchen hatte, in dem aber durch Lugoms teuflische Aktivitäten eine für Lovon prekäre Situation heraufbeschworen worden war.

Ghanor in Hellmarks Körper vergewisserte sich, was die Wachen draußen machten. Von verschiedenen Fenstern aus warf er einen heimlichen Blick nach beiden Seiten des Palastes.

Die alarmierten Wachen bildeten regelrecht eine lebende Mauer vor der Stadtgrenze zur Wüste. Es würde unmöglich sein, hier durchzukommen.

Aber es gab Wege in den Palastgarten, die nicht überprüft wurden. Die wollte er sich zunutze machen.

Zuerst aber durchsuchte er sämtliche Räume des Doppelpalastes, die in den letzten Monaten ausschließlich von seinem Bruder bewohnt gewesen waren.

In vielen Zimmern fand er bizarre Statuen und düstere Gebetsnischen, in denen zu Ehren der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my gebetet und geopfert worden war.

Überall, wohin er kam, zierten seltsame und bedrohliche Zeichen die Wände. Aber er fühlte sich seltsamerweise weder bedroht noch geängstigt.

Am eigenen Leib hatte er seine Überlegenheit jenen Kräften gegenüber gespürt, die in Lovon wieder Fuß fassen wollten.

Und so kam es, daß er jenes lappige Tuch ständig in der Hand hielt. Das Wesen, das ihn mit einem teuflischen Vorschlag verführen wollte, hatte sich vor diesem rätselhaften Gegenstand gefürchtet. Und schließlich war es vergangen.

Er besaß demnach einen hundertprozentigen Schutz gegen die Mächte der Finsternis, und dieser Schutz war sicher um so größer, je vorzeitiger er eingesetzt wurde.

Da er schon mal hier war, wollte er sich davon überzeugen, ob nicht noch mehr der unheimlichen, unsichtbaren Geister in diesen Mauern wohnten.

Sein Gefühl trog ihn nicht.

In verschiedenen Räumen ereigneten sich merkwürdige Vorfälle, sobald er mit dem Tuch in der Hand eintrat.

Schatten lösten sich wie bröckelnder Verputz von den Wänden und zerflossen zischend und ächzend, einen schwefelartigen Gestank hinterlassend.

Er vernahm klagende Schreie und dumpfes, überraschtes Murren.

Die Geister, die sich hier wie Ungeziefer in den Poren des Mauerwerks eingenistet zu haben schienen, lösten sich auf und wurden wie mit harter Hand zurückgeschleudert in das Reich, aus dem sie hervorgegangen waren, oder wurden vernichtet.

Prinz Ghanor kam auch in den Haupttempel, den Lugom Rha-Ta-N'my zuliebe eingerichtet hatte.

Die beklemmende Atmosphäre, die ihn empfing, fiel ihn beinahe körperlich an.

Ghanor merkte, wie es ihm schwerfiel, durchzuatmen. Das lag nicht nur an der scharfen, ätzend riechenden Luft, sondern einfach an der Umgebung, die ihn umfing.

Seine Finger krallten sich in das unscheinbare, leise knisternde Tuch.

Der Eintretende ließ seine Blicke in das Halbdunkel schweifen, in dem er einen massigen Altar erblickte und steinerne Stufen und ausgehobene Mulden. Der Boden war dunkel und schimmerte schmierig, als wäre hier schon viel Blut vergossen worden. Es stank hier drin wie in einem Stall.

Da tat Ghanor rein gefühlsmäßig etwas Merkwürdiges.

Er nahm das Tuch in beide Hände, breitete es auseinander und hielt es dem Altar hin zugerichtet.

Die Wirkung schlug wie eine Bombe ein.

Eine leise, ächzende, bösartig klingende Stimme gab unartikulierte Laute und Geräusche von sich, daß Ghanor schon fürchtete, ein unsichtbares, urwelthaftes Ungetüm würde zum Leben erwachen.

Es ächzte und knirschte in den Wänden, und breite, tiefe Risse entstanden.

In dem dunklen Altar knisterte es, und dann erfüllte heftiges Flügelrauschen die Luft um ihn herum.

Er konnte nichts sehen, wurde aber von einer ungeheuren Druckwelle zurückgeworfen. Er mußte sich förmlich dagegenstemmen, um nicht zu Boden geschleudert zu werden.

Zahllose Schatten, die Teil eines Ganzen gewesen sein mußten, umflatterten ihn wie aufgescheuchte, mordgierige Fledermäuse.

»Ghanor!« dröhnte eine gewaltige Stimme, und die Wände des geheimen, Rha-Ta-N'my geweihten Tempels rissen tiefer auf, wie ein Leib, der unter dem Skalpell eines Chirurgen geöffnet wurde.

Dunkelrot wie flüssige, dampfende Lava schimmerte es in den Rissen und Spalten.

»Prinz Ghanor! Du bedienst dich der Mittel eines Fremden, um die zu vertreiben, die ein Anrecht darauf haben, hier zu sein. Meine Kinder, die du verjagst, werden wiederkommen und dich zugrunderichten! Das sagt dir – Rha-Ta-N'my, die Mutter der

Dunkelheit.«

Im nämlichen Augenblick wurde der Angesprochene zu Boden gerissen.

Er unternahm heftige Abwehrbewegungen, um sich von den unsichtbaren Händen nicht greifen zu lassen.

Er rollte sich herum. Die Schatten jagten über ihn hinweg. Sie streiften ihn – doch das genügte schon. Hellmarks Körper wurde wie von elektrischen Spannungen getroffen.

Beim Versuch, sich vor den wütenden und zornigen Abwehrmaßnahmen der hier hausenden Geister in Schutz zu bringen, riß das Band, an dem der Lederbeutel befestigt war, der die dämonenbannenden Utensilien Hellmarks enthielt.

Die verkorkte Flasche mit dem Trank der Siaris rutschte heraus, zwei der drei Manja-Augen kullerten über den dunklen, schmierigen Boden.

Da hob ein Jammern und Wehklagen an, als hätte er unsichtbare Tore zur Hölle aufgestoßen.

Nebel wallten auf, zerplatzten wie übergroße Seifenblasen und hinterließen übelriechende Luft.

Der Altar fiel in der Mitte auseinander.

All die bösen Gedanken, die hier gedacht und beschworen worden waren, schienen gerufen zu werden und Gestalt anzunehmen.

Die Wände rundum ließen die Geister los, und Ghanor kam sich vor wie in einem fremden, unheimlichen Wald, der von Gespenstern und bösen Dämonen bewohnt war.

»Wir werden wiederkommen, Ghanor!« riefen tausend Stimmen gleichzeitig, und lange Klageschreie folgten diesen Worten.

»Auch ich werde wiederkommen!« sagte eine eiskalte Stimme, daß sein ganzer Körper sich bei ihrem Klang mit einer Gänsehaut überzog. »Mich – Rha-Ta-N'my – schickt man nicht ungestraft davon. Das Tor, das du in diesen Sekunden zuschlägst, Ghanor, wird sich um so weiter öffnen. Du wirst deines Lebens nicht mehr froh werden…«

Dann ein schwarz-violetter Blitz, ein ohrenbetäubender Donnerschlag, bei dem er meinte, das Gehör zu verlieren. Danach unfaßbare und eine beinahe unheimliche Stille.

Die Geister waren gebannt. Rha-Ta-N'my, die selbst einen Teil ihres unbekannten Gesichts gezeigt hatte, zog sich zurück aus dem Tempel, der hier im Doppelpalast von Lovon ihre Behausung geworden war.

Der Prinz war schockiert und fasziniert zugleicht, als er sich wieder aufrappelte und den stinkenden Raum verließ.

Er torkelte hinaus auf den Gang. Noch immer wälzten sich dunkelviolette und schwefelgelbe Rauchschwaden unter der Türritze hervor und verbreiteten auch in dem langen Gang eine

Stallatmosphäre.

Ghanor ließ einige Minuten vergehen.

Dann stieß er die Tür wieder auf.

Die Utensilien, die aus dem Lederbeutel gerutscht waren, hatten ihre fantastische Wirkung nicht verfehlt. Beinahe war er stolz auf seinen Erfolg, zu dem er eigentlich recht wenig beigetragen hatte.

Die Tatsache aber, daß es möglich war, jene Abgesandten aus einem finsteren, jenseitigen Reich kurzfristig und konsequent auch da zu beseitigen, wo sie sich durch das Wollen und die Absicht ihnen Gesonnener eingenistet hatten, das erfüllte ihn mit Erstaunen und Bewunderung.

Und so wurde der Fremde, dessen Körper er benutzen mußte, nur noch um so sympathischer – und ähnlicher.

Ghanor verließ die dunkle Palasthälfte, nachdem er alle Utensilien wieder sorgfältig in dem Lederbeutel verstaut hatte. Sein Ziel war eine geheime Tür, durch die er in den dunklen Garten schlüpfte.

Ungesehen erreichte er den Turm der Schänderin.

Nur ein einziger Wächter, wie das Gesetz es befahl, zog dort seine Runden.

Ghanor atmete tief durch. Er dachte an Osira, und ein Gefühl der Trauer und Sehnsucht ergriff von ihm Besitz.

Er mußte sie sehen. Sie war weder eine Schänderin noch eine Verräterin. Gegen ihren eigenen Willen war sie in diese mißliche Lage geraten.

Sich hinter einem ausladenden, wohlriechenden Busch duckend, dessen Duft er nach dem Gestank um so lieber und tiefer einatmete, wartete er, bis der Wächter vor dem mit efeuähnlichem Gewächs überwucherten, klobigen Turm seine neue Runde aufnahm. Einen Moment lang drehte er ihm dabei den Rücken zu. Das genügte dem Prinzen.

Das lange, ihn ein wenig behindernde Schwert ließ er auf dem Boden neben dem Buschwerk liegen und schnellte lautlos wie ein Schatten nach vorn.

Kurz und hart war der Schlag in den Nacken des Wächters. Der Mann sackte ohne einen Laut von sich zu geben nach vorn. Ghanor fing ihn auf.

»Tut mir leid«, murmelte der Prinz bedauernd, der den Stürzenden vorsichtig auffing, ihm unter die Arme griff und ihn kurzerhand hinter den Busch zog. »So muß ein jeder seine Pflicht tun, wenn er meint, den Weg gehen zu müssen, der ihm vorgezeichnet ist. Vielleicht werden wir uns noch mal aussprechen, und ich werde Gelegenheit haben, mich bei dir zu entschuldigen. Ich hoffe und wünsche es zumindest…«

Er nestelte am breiten Ledergürtel des Ohnmächtigen herum und

löste den großen, messingfarbenen Schlüssel.

Damit öffnete er die Tür zum Turm. Leise quietschend schwand sie in den breiten, rostigen Scharnieren zurück. Ungeziefer lief über das angeschimmelte Holz, das mit Moos und Blattwerk überwuchert war und dessen Wurzeln sich tief in die aufgequollene Tür hineingebohrt hatten.

Steil und entsetzlich eng waren die wackeligen Treppen, die in die Höhe führten. Hier im Turm gab es nur einen einzigen Raum. Die Stufen führten genau darauf zu.

Hinter einer niedrigen und engen Tür, in der es nicht mal ein vergittertes Fenster gab, hielt Osira sich auf.

Der Raum, der ihr bis zur Rückkehr des falschen Prinzen Ghanor als Aufenthaltsort dienen mußte, war stockfinster und so eng, daß sie sich nicht mal auf dem Boden zum Schlafen legen konnte.

Der Herrscher, der das grausame Gesetz gegen die Ehebrecherinnen in die Tat umsetzte, war offenbar nur von einem einzigen Gedanken erfüllt gewesen: sich an der Frau zu rächen, die ihn zum Hahnrei gemacht hatte.

Vor mehr als fünfhundert Lovon-Jahren war diese Aktion in die Annalen der Geschichte dieses Volkes eingegangen, und sie hatte sich seither niemals wiederholt.

Hellmark alias Ghanor atmete tief durch und pochte leise an die Tür.

»Osira, Geliebte«, wisperte er, als er im Turmkerker ein leise raschelndes Geräusch und einen Seufzer vernahm.

Ein unterdrückter Aufschrei folgte diesen Lauten nach.

»Wie kannst du es wagen, mich so zu nennen?« hörte er ihre verzweifelte, bedrückte Stimme hinter der niedrigen Tür. »Du dringst in mein Leben ein und bringst mich in Gefahr und…«

»Ich muß dir etwas erklären, Geliebte, nicht der Fremde ist's, mit dessen Stimme ich spreche, in dessen Körper ich dir begegnet bin. Ich bin's. Ghanor!«

»Dämon!« fuhr sie ihn an. »Weiche von mir! Ich verfluche dich.«

»Hör mich an, Geliebte! Du wirst alles verstehen, wenn ich es dir erklärt habe. Ein bedauerlicher Irrtum! Nicht Ghanor ist auf dem Weg in das Land der Bugken – ein Fremder, Osira! Meinen Körper hast du wiedererkannt, aber nicht den Geist und die Seele, die in ihm stecken. Aber es muß dir doch aufgefallen sein, daß ich in vielem anders reagiert habe, daß der Mann, mit dem du seit Tagen zusammen bist, gar nicht – ich sein kann!«

Ein leiser Aufschrei entrann ihren Lippen.

»Was sagst du da?«

»Höre mir gut zu, Osira! Es ist etwas Schreckliches passiert, als du meine Seele bannen wolltest. Es kam zu einem Tausch der Körper. Ich

bin es, den man bei den Bugken erwartet. Ein Fremder unternimmt die Mission, weil er sich – so wie ich mich – in die neue Rolle einfinden muß.«

Er ließ nicht locker. Konsequent berichtete er von seinen Erfahrungen und merkte, daß er ihr Interesse gefunden hatte. Er brachte so erstaunlich viele Einzelheiten aus ihrem gemeinsamen Erleben, daß Osira gar nicht anders konnte, als ihm zu glauben, was er sagte.

Und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, und sie begriff die Rolle, die der Mann, den sie für Ghanor gehalten hatte, spielen mußte, um nicht in Gefahr zu geraten und entlarvt zu werden. Spielte der andere seine Ghanor-Rolle gern oder litt auch er unter den Bedingungen, die ihm aufgezwungen worden waren?

Beides war wohl möglich. So genau vermochte sie das nicht zu sagen.

»Ghanor, Geliebter«, wisperte sie, und es fiel ihr schwer, einen Fremden, der mit fremder Stimme sprach, so zu nennen. Aber sie wußte nun, daß er die Wahrheit sagte, daß der Fremde niemand anders als Ghanor war, daß er sich nur ihr zu erkennen zu geben vermochte. Jetzt war auch erklärbar, weshalb die geheimen Pfade der Liebe ihm bekannt gewesen waren.

Er steckte den Schlüssel ins Schloß. Einmal knackte es in dem schweren Metall, dann konnte er die Tür zu Osiras Gefängnis aufstoßen.

In der dunklen, engen Zelle spielte sich eine seltsame Szene ab.

Osira fiel dem blonden Fremden um den Hals, nachdem sie ihre Scheu überwunden hatte.

»Ich muß das Ritual noch mal durchführen«, wisperte sie. »Ich muß den Versuch unternehmen, den Tausch rückgängig zu machen. Möge es gelingen, Ghanor, möge es gelingen…«

Sie biß sich auf die Lippen, und Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Am besten wäre es jetzt, ein Pferd zu nehmen und den dreien nachzureiten«, murmelte Ghanor mit Hellmarks Stimme. »Dann könnte ich den anderen Ghanor mit Rat und Tat unterstützen.« Der Gedanke, der ihm plötzlich gekommen war, erfüllte ihn mit einer Stärke, daß er nicht mehr davon loskam.

»Das wurde sicher manches ändern, Geliebter. Aber vergiß das eine nicht: als Schänderin verurteilt, wird es mir nie gelingen, meine Unschuld zu beweisen. Nur der Gatte kannte die geheimen Wege – aber für jedermann sichtbar kannst du nicht dieser Gatte sein. Selbst wenn es gelingt, den Seelentausch rückgängig zu machen, wird das Problem der Verurteilung wie ein Damoklesschwert über unseren Köpfen schweben…«

»Wenn wir den Dingen ihren Lauf ließen, ja. Aber eben dazu bin

ich nicht bereit. Hör gut zu, Osira! Von dem, was wir jetzt gemeinsam unternehmen werden, hängt unser beider Schicksal ab…«

*

Sein Plan war verwegen, aber logisch.

Osira sah ein, daß es die einzige Chance war, überhaupt vorwärts zu kommen.

Ghanor – in Hellmarks Körper – wollte den Ritt zu den Bugken machen, ehe sein uneingeweihter körperlicher Doppelgänger Porzellan zerschlug, das dann nicht mehr zu kitten war.

»Wir müssen von hier fliehen. Das steht ganz oben an, Osira. Ich werde dich mitnehmen. Ich bin der Herrscher dieses Volkes, und das werde ich beweisen. Es gibt Wege, die eine Ehebrecherin – wärst du eine – nicht kennt. Die sind nur dem Prinzen selbst anvertraut. Nur einen Weg gibt es. Den müssen wir gehen. Keine Wachen werden unsere Flucht verhindern, weil sie den Fluchttunnel nicht kennen. Und wenn man uns dann beide sucht, dann wird das mein Beweis dafür sein, daß ich, Prinz Ghanor, es war, der dich entführte und daß ich nicht über dich richten kann, weil du niemals schuldig geworden bist. Ich werde sogar eine Nachricht hinterlassen…«

Als sie beide den Turm verließen, begriff die schöne Osira, was er meinte.

Ghanor beugte sich neben dem niedergeschlagenen und noch immer bewußtlosen Wächter herab und öffnete die Tasche seiner Uniform. Er nahm eine handgroße, ledereingeschlagene flache Mappe heraus, in die ein grauer Stift eingeklemmt war. Damit schrieb er eine kurze Notiz und hinterließ unter dem Text ein Zeichen, das »Ghanor, Prinz von Lovon« bedeutete.

Es war Ghanors Handzeichen! Es war der Schwung seiner Hand, die das Symbol hinterließ. Das war endgültig der letzte Beweis für Osira. Niemand konnte dieses Zeichen fälschen. Auch kein Dämon! Denn im Symbol selbst war ein dämonenbannendes Zeichen enthalten, das kein Dämon zuwege gebracht hätte.

Mit der Geliebten an der Hand huschte Prinz Ghanor in Hellmarks Leib durch den nächtlichen Palastgarten.

Er mied die Nähe der Wachen und erreichte eine Laube.

»Was wollen wir hier?« fragte Osira ihn erstaunt. Hierher kamen sie, um zu plaudern, dem Schimmern der Fischleiber zuzusehen, die in dem größten und schönsten Teich des Palastes den Tanz der Nacht zeigten.

»Bestimmt nicht das, was wir sonst hier tun«, lächelte Hellmark. »Du bist die erste Herrscherin von Lovon, die das Geheimnis des Gatten kennenlernt. Auch so macht man Geschichte.«

Er lächelte. Er sah glücklich aus. Es waren Hellmarks Gesichtszüge, die Ghanors widerspiegelte.

Was er sich vorgenommen hatte, schien ihm jetzt richtigen Spaß zu bereiten.

Ghanor genoß dieses Abenteuer, um seine eigenen Leute an der Nase herumzuführen.

In der Nachtlaube gab es unter einer verschiebbaren Bank eine Klappe, von der Osira bisher nichts gewußt hatte.

Ghanor stieg nach unten und streckte seine Arme empor, um die geliebte Frau in die Tiefe zu heben.

»Komm«, sagte er nur, einen Stein verdrehend und zurechtrückend. Die Klappe über ihnen schloß sich, und ein geheimer Mechanismus sorgte dafür, daß die Bank wieder an die ursprüngliche Stelle zurückglitt.

Schwaches Licht herrschte, in dem sie sich gut zurechtfanden. Alle Wände waren glatt und schimmerten perlmuttfarben. Der Stollen führte quer unter dem Palastgarten und mündete in unmittelbarer Nähe einer Düne.

Hier stieg Ghanor wieder nach oben und zog dann seine Begleiterin empor. Mit Händen und Füßen bedeckte er die verborgene Klappe wieder mit Sand und hauchte Osira einen Kuß auf die Augenlider.

»Nun gedulde dich noch für ein paar Minuten. Ich bin gleich wieder zurück. Zu Fuß zu den Bugken zu laufen – das wäre wohl ein bißchen zuviel von dir verlangt. Obwohl ich's fertigbrächte, aus Liebe zu dir selbst dieses Wagnis auf mich zu nehmen. Bis gleich! Ich kehr' zu Pferde wieder, damit du nicht erschrickst, wenn du mich herangaloppieren siehst.«

Damit tauchte er geduckt in der Nacht unter.

Er verschwand auf der anderen Seite des Schloßpalastes, wo keine Wachen aufgezogen waren. Hier hinten gab es keine Schlupflöcher. Dies machte Hellmark alias Ghanor sich zunutze. Er erklomm die Stadtmauer, und auf verschlungenen Pfaden lief er dann durch Lovon und erreichte ungeschoren den Reitstall des Herrschers. Und hier begann der schwierigste Teil der Aufgabe.

Nun konnte er keinen geheimen Weg mehr benutzen, nun kam es nur noch auf seinen Mut und seine Geschicklichkeit an. Beides vereinte der junge Prinz vortrefflich in sich. Dabei kam ihm der gut durchtrainierte und gesunde Körper Björn Hellmarks sehr entgegen.

Ghanor jagte mit seinem Lieblingspferd aus dem Stall und stürmte sofort dem großen Haupttor entgegen, an dem zwei überraschte Wachen standen.

Ehe die begriffen, was los war, handelte der Prinz schon.

Er stürmte genau in die Mitte der beiden in Abwehr Gehenden,

stieß die beiden Männer mit starken Armen zurück und jagte auch schon durch den unverschlossenen Bogengang. Seit das Verhältnis zu den Eingeborenen in diesem Bereich der Wüste sichtbar von Tag zu Tag besser wurde, verlangte Ghanor, daß die Haupttore nicht mehr verschlossen wurden. Die Eingeborenen sollten selbst entscheiden können, wann immer sie in die Stadt wollten. Sie waren jederzeit willkommen, und Ghanor hatte sein Gedankenspiel schon so weit vorangetrieben, daß er beabsichtigte, in Kürze sogar vor einigen Toren die Wachen abzuziehen.

Doch das alles war jetzt Zukunftsmusik. Nun bedrängten den jungen Herrscher andere Sorgen.

»Hüjee, hüajeee«, hallten seine Anfeuerungsrufe durch die Nacht. Er jagte der wartenden Osira entgegen, riß sie zu sich in den Sattel und stürmte in den beginnenden Morgen des Ostens, wo das Reich der Bugken lag.

Dumpf dröhnten die Hufe der Pferde der Wächter, die sich wenig später auf den Weg machten.

Aber die Verfolgung dauerte nicht lange.

Ein weithin schallendes, langgezogenes Hornsignal zerriß die vergehende Nacht. Das Signal kam vom höchsten Aussichtsturm der Stadt.

Es bedeutete: umgehende Rückkehr aller Berittenen, egal unter welchen Umständen.

Der Wächter, den Ghanor-Hellmark niederschlagen mußte, war zu sich gekommen und hatte die einwandfrei identifizierbare Nachricht seines Prinzen gefunden, die lautete:

»Ich bin dein Prinz, auch wenn mein Gesicht nicht mehr das ist, das ihr alle kennt. Osira ist unschuldig. Deshalb nehme ich sie mit. Ich befehle euch: Bleibt hier in Lovon – und ihr werdet die Wahrheit erfahren. Ghanor, Prinz von Lovon.«

*

Als er die Augen aufschlug, begriff er zunächst nicht, wie er hierher kam.

Seine neue Umgebung faszinierte und erstaunte ihn.

Hellmark alias Ghanor hatte das Gefühl, im Hohlraum eines gigantischen, in allen Farben schillernden Kristalls eingeschlossen zu sein.

Er richtete sich auf.

Träumte er?

Nein! Er spürte seinen Körper, und nach und nach stellten sich seine Gedanken wieder ein, und er glaubte sich entsinnen zu können, wie die Dinge sich abgespielt hatten.

Siedendheiß durchflutete es ihn.

Er war überfallen worden! Ungewiß noch registrierte er im Moment des Überfalls einen dumpfen Schmerz im Hinterkopf.

Überfall – durch die Bugken?

Dann mußte etwas schiefgelaufen sein.

Hellmark fürchtete, daß er einen Fehler begangen hatte, daß er seine Rolle als Ghanor nicht voll ausfüllte, daß nun durch sein nachlässiges Verhalten möglicherweise Dinge zu Schaden kamen, die ein anderer in mühsamer Kleinarbeit vorbereitet hatte.

Er erhob sich, erfüllt mit düsteren Gedanken.

Die seltsame Welt, die ihn umgab, zog ihn jedoch so sehr in ihren Bann, daß sehr schnell andere Gedanken die trüben Überlegungen vertrieben.

Die ihn umgebenden Wände schillerten wie zahllose geschliffene Kristalle. Sie fühlten sich hart, aber warm an.

In den sich spiegelnden Wänden gab es Nischen und Vorsprünge, gab es Gelegenheiten, sich zu setzen und zu liegen. Die Kristalle, die die Liege bildeten, waren weich und federnd.

Die Vielseitigkeit der Farben und Stimmungen fiel ihm auf.

An manchen Stellen waren die Wände durchsichtig, und er konnte in andere Bezirke sehen, als ob er ein Fenster öffne.

Da sah er Bugken in ihren Behausungen, die dem gewaltigen Raum, der ihm zur Verfügung stand, im Detail glich.

Die Männer und Frauen, die er sehen konnte, berieten sich. Durch eine andere zur Durchsicht fähige Stelle nahm er Litan und Asnur wahr. Auch sie waren mit den Bugken im Gespräch. Die Bugken wirkten sehr ernst und unruhig. Ihre Scheu, die sie sonst auszeichnete, und über die Osira ihm ausführlich berichtet hatte, hatten sie hier in ihrem ureigenen Wohn- und Lebensbereich völlig abgelegt.

Etwas trieb sie an, etwas beschäftigte sie mehr als gewöhnlich.

Sowohl die Betriebsamkeit, die er registrierte, wie seine ungewohnte Umgebung beschäftigten ihn.

Sie befanden sich in der unterirdischen Stadt der Bugken. Sie bestand aus einer Vielzahl schillernder, funkelnder Diamanten, die ihn erinnerten an – und plötzlich wußte er, was ihn die ganze Zeit schon beschäftigte, ihm irgendwie bekannt vorgekommen war: das leuchtende, warme. Rot der Kristalle. Er meinte, in das überdimensionale Auge eines Schwarzen Manja zu blicken!

*

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schock.

Und plötzlich war alles kristallklar.

Die Bugken lebten sicher und geborgen im Innern eines gigantisch

großen Kristalls, den es unter dem Wüstensand von Helon 4 gab!

Diesem Kristall mußten ähnliche Kräfte innewohnen wie den Augen des Heiligen Vogels, der einst in Xantilon eine Schlüsselrolle spielte. Und nicht nur dort. Auch auf anderen geheimnisvollen Welten, die er nach seinem Kontakt zu Al Nafuur kennenlernte, war der Schwarze Manja nicht unbekannt.

Durch den Körper des Prinzen Ghanor, der von Hellmarks Geist erfüllt war, ging ein Ruck.

Sieben Augen besaß der Manja – sieben Augen waren notwendig, um ein Bollwerk gegen den Angriff der Heere Molochos' zu errichten, die über die irdische Welt hinwegstürmten und sie im wahrsten Sinne des Wortes »im Sturm auch nehmen« wollten.

Die Bugken lebten im Schutz gigantischer Manja-Augen – ohne dies möglicherweise zu wissen!

Erregung packte ihn. Er fragte sich, ob seine Gedanken vielleicht viel zu weit führten, ob die Ähnlichkeit doch nicht mehr als ein Zufall war. Schließlich durfte er eines nicht außer acht lassen: die Augen des Schwarzen Manja bestanden aus Fleisch und Blut – und erst die des toten Vogels wurden zu Stein.

Was also sollte diese unterirdische Kristallwelt mit den Augen des Schwarzen Manja zu tun haben?

Er wurde plötzlich unsicher, und das leise Geräusch hinter ihm ließ ihn herumwirbeln und verursachte, daß er sich mit ganz anderen Gedanken befassen mußte.

Im Kristallraum vor ihm standen drei Bugken-Führer. Sie trugen enganliegende Hemden und großgemusterte lange Hosen. Der eine Bugke hatte das dunkle Haar streng gescheitelt und trug zum Zeichen der Würde, daß er ausersehen war, das Kontaktgespräch zu führen, eine Art Zepter, das in Form und Aussehen einer verkleinerten Ausgabe jenes bemerkenswerten und typischen »Sandstengel« draußen in der Wüste glich.

»Wir sind enttäuscht, Prinz Ghanor von Lovon«, mußte er sich von diesem Mann sagen lassen. »Wir waren bereit, alle Schwierigkeiten auszuräumen. Aber es sollte nicht sein.«

»Ihr habt uns überfallen«, bemerkte Hellmark mit Ghanors Stimme. Und er dachte: Wenn ich nur endlich Litan und Asnur sprechen könnte. In der Zeit, da ich meine ganze Energie in meinen Doppelkörper fließen ließ, habe ich das Geschehen, das zum Überfall führte, nicht mitbekommen.

»Überfallen? Wir haben Mörder festgenommen.«

»Mörder?«

Da erfuhr er zu seinem Erstaunen und Entsetzen die Einzelheiten.

»Wir wurden Verführt, irritiert!« entschuldigte er sich und begann, die Zusammenhänge zu begreifen.

»In eurem Fahrwasser habt Ihr die Geister mit in unser Land gebracht, die die Lovon seit jeher Verehren – und die wir seit Anbeginn der Tage verabscheuen und zurückweisen. Die Vorgänge, bei denen ein Angehöriger unseres Volkes auf gemeine Art getötet wurde, beweisen, daß man dem Wort eines Lovon-Herrschers eben doch nicht trauen kann, daß Prinz Ghanor von Lovon nichts in seinem Land verändert hat, was uns des Kennenlernens wert wäre.«

»Es ist nicht so, wie Ihr sagt«, widersprach Ghanor-Hellmark. Er versuchte zu retten, was zu retten war. »Wir sind gekommen als Boten des Friedens, in der Hoffnung, eurem Beispiel nachzufolgen. Wenn Ihr seit Anbeginn der Tage den Anfeindungen widerstehen konntet, dann muß das ein besonderes Geheimnis sein, das auch wir einzuhandeln hoffen. Das ist unsere ehrliche Meinung, an der niemand rütteln sollte.«

Seine Worte klangen fest. Der Bugke mit dem Zepter ließ sich dennoch nicht irritieren.

Die Tatsache, daß sein Gesprächspartner nicht mal seinen Namen genannt hatte, gab ihm zu denken. Das war ein Zeichen der Verachtung und des Mißtrauens, denn hier im Bugken-Reich war man der Ansicht, daß man mit der Preisgabe seines Namens einen Teil seines Ich hergab. Wer einen anderen Namen kannte, der konnte den andern jederzeit be- und verhexen.

»Geister und Dämonen haben euch hergeleitet, und sie lauern draußen, um auf uns zu warten und auch uns den Garaus zu machen. Es ist einer der ganz Großen, den Ihr angeschleppt habt. Er kam zur gleichen Zelt mit euch hier an.«

»Es muß ein Irrtum sein.«

Der andere sagte zunächst nichts. Er musterte den vermeintlichen Ghanor, der hier um die Ehre und das Vertrauen seines Volkes kämpfte. Dann hob der Bugke die Hand mit dem verkleinerten »Sandstengel«. Er deutete damit auf die Kristallwand links neben sich und führte das »Zepter« ganz langsam nach rechts durch die Luft weiter.

Da erkannte Hellmark den Sinn der kegelförmigen Stümpfe im Wüstensand, und ihm wurde bewußt, daß diese hohlen Gigantenkristalle hier unter dem Wüstensand noch eine weitere erstaunliche Eigenschaft besaßen: sie fungierten als eine Art Bildschirm!

Die Stelle, die die vordere Öffnung des verkleinerten Kegels andeutete, begann heller aufzuleuchten und zeigte eine naturgetreue Wiedergabe der Landschaft, wie sie jetzt über ihnen existierte.

Beginnender Morgen über der Wüste. Hier und da einer der aus dem Boden reichenden Kegel.

»Das war euer Rastplatz«, bemerkte der Bugke. Ghanor-Hellmark

blickte genau hin, entdeckte aber keine Hinweise mehr dafür.

Die Kegel waren zum Teil Eingänge, zum Teil eine Art Fernohren und Fernantennen, die den Lebensbereich der Bugken kontrollierten.

Es stimmte, was allgemein vermutet wurde: dieses Volk hier unter dem Sand der Wüste gehörte zu den geheimnisvollsten und intelligentesten, die Helon 4 hervorgebracht hatte.

Das stellte Hellmark nicht nur in seiner Rolle als Ghanor fest, sondern auch für sich selbst.

Bilder wurden abgerufen, als ob eine geheimnisvolle Kamera nur auf Gedankeninformationen hin reagierte. Hier unten in dem Riesenkristall vernahm man jetzt sogar den leisen Wind, der über den bernsteinfarbenen Sand säuselte.

»Nun sieh genau hin!« wurde Prinz Ghanor aufgefordert.

Im nächsten Moment füllte eine strahlendweiße Gestalt die ganze Front des Kristalls.

»Ein Geist aus dem Kosmos!« sagte der Bugke mit rauher Stimme. »Ihr habt ihn mitgebracht!«

Ghanor-Hellmark stand kerzengerade, als hätte er einen Stock verschluckt.

Das riesige leuchtende Energiewesen, das dort im Dünenschatten hockte, ließ ihn erschreckt zusammenfahren.

Und dann tat er etwas, was ihm erst bewußt wurde, als es geschehen war.

Er sagte etwas, was er als Prinz Ghanor gar nicht hätte wissen können!

Er sagte es als wissender – Björn Hellmark.

»Das ist – D'Dyll-vh'on-Ayy…!«

*

»Wie?« reagierte der zeptertragende Bugke sofort, und in seinen dunklen Augen glomm ein fragendes Licht. »Du kennst dieses Wesen – mit Namen? Dann ist es also doch wahr, dann hast du die Prüfung und das Wohlwollen, das wir dir immer noch entgegenbrachten, nicht verdient. Dann weißt du auch sicher, was das zu bedeuten hat!«

Ghanor-Hellmark erlebte eine Überraschung nach der anderen.

Blitzschnell wechselte das Bild, als der Bugke den verkleinerten »Sandstengel« herumriß.

Wüste… ein fernerer Bezirk… keine Kegelstümpfe mehr…

Ein einsamer Reiter – nein, zwei, die auf ein und demselben Pferd saßen.

Ein Mann und eine Frau.

Das waren Osira, und er – Björn Hellmark, der der wirkliche und rechtmäßige Prinz Ghanor war und der allein aus dieser verworrenen

und gefährlichen Situation jetzt noch das Beste machen konnte.

Hellmark, der dieses Bild sah, war im gleichen Augenblick erfüllt von einer Flut von Gedanken.

Ghanor hatte seine Gattin entweder entführt oder sich ihr anvertraut und war auf dem Weg ins Bugken-Reich, um die gröbsten Schnitzer doch nach Möglichkeit noch zu vereiteln.

Da war auch er, Hellmark, bereit, alles auf eine Karte zu setzen…

*

Er ließ seinen Doppelkörper entstehen. Klar und intensiv waren der Gedanke und der Wille, Macabros dort auftauchen zu lassen, wo der Reiter und Osira sich befanden.

Die Gestalt des Prinzen Ghanor entwickelte sich blitzartig und stand plötzlich mitten in der Wüste, wie ein Pilz aus dem Boden geschossen.

Hellmark alias Ghanor zügelte sein Pferd, brachte es wenige Meter vor dem scheinbar einsamen Wüstenwanderer zum Stehen und starrte minutenlang auf seinen Körper.

Dann schwang er sich vom Pferd.

Macabros in Ghanors Gestalt, von Hellmarks Geist genährt, ging dem Mann entgegen.

»Wo kommst du her? Wie ist es möglich, daß du wie ein Geist auftauchst?« fragte der Mann in Hellmarks Körper. »Suchst du mich – deine Seele? So nimm mich – ich bin hier, ich bin bereit, meinen alten Körper wieder entgegenzunehmen.«

Macabros lächelte. »Wenn es so einfach wäre, Prinz«, redete er seinen Körper an, der wie ein Spiegelbild seiner Seele vor ihm stand. »Wir sind beide in eine Rolle gezwungen worden, die uns nicht steht. Ich würde sofort zu deinem Vorschlag Ja sagen, wäre dies nur möglich…«

Er berührte Macabros. Und Macabros ließ es zu.

Da geschah etwas Merkwürdiges.

Es war, als ob ein elektrischer Stromkreis geschlossen würde und die Energien in Sekundenbruchteilen aktiviert würden.

Hellmarks Körper spürte, daß er nicht mehr loskam von Macabros, daß er förmlich festklebte.

Macabros registrierte, daß er im gleichen Moment mit dem Körper verbunden war, dessen Geist er vertrat.

Sie waren wie Pole, die sich anzogen und abstießen zur gleichen Zeit. Die magnetisch-energetischen Kräfte der Geist-Körperverbindungen suchten nach Ausgleich, suchten die alte und richtige Verbindung wiederherzustellen.

Macabros' Bewußtsein wurde herausgezogen aus dem Ätherleib,

und hinein in Hellmarks Leib, mit dem er eine Einheit bildete.

Hellmark reagierte sofort.

Der Körper Ghanors aus Fleisch und Blut befand sich noch im Kristallreich der Bugken.

Hellmark bewies, daß er mutig war, diese unbekannte Situation zu meistern und das daraus zu machen, was sich offenbar ankündigte.

Er löste Macabros in der Sekunde auf, als der Übergang seines Geistes in seinen wahren Körper erfolgte. Und mit Macabros' Hilfe teleportierte er den Körper des Prinzen Ghanor an den Ort der Geschehnisse – und die Stelle, wo Ghanor eben noch vor dem Zepterträger stand, war leer!

*

Die in Unordnung geratenen Kräfte ordneten sich von alleine. Man hatte sie nur zusammenbringen müssen!

Hellmark war wieder Hellmark – und Ghanor wurde in seinen Leib zurückversetzt.

Dann blickten die beiden Männer sich an. Hellmark hielt sein Schwert in der Hand, betastete den Lederbeutel, der mit Siaristrank, Manja-Augen und Dämonenmaske gefüllt war, und nickte zufrieden.

»So ist jeder wieder der, der er war, Prinz«, sagte er glücklich. »Ein Problem ist gelöst – aber zehn neue wurden geschaffen. Die Bugken erwarten dich, Prinz Ghanor, der du mit der spröden Materie besser umzugehen verstehst als ich. Mich erwartet jemand anders. Das werde ich den Bugken plausibel machen. Und wir werden wohl gemeinsam noch ein wichtiges Wort zu besprechen haben.«

Ghanor sah, wie plötzlich zwei blonde Männer vor ihm standen, die sich wie ein Ei dem anderen glichen.

Sie berührten sich – und im nächsten Moment waren sie verschwunden.

Mit Hilfe seines Doppelkörpers, der an jedem beliebigen Ort auftauchen konnte, versetzte Björn Hellmark sich wieder in die Kristallwelt der Bugken.

Der Zepterträger und seine beiden Begleiter standen wie Salzsäulen erstarrt, als anstelle des Prinzen Ghanor ein Fremder vor ihnen auftauchte.

»Ich bin Björn Hellmark, ein Besucher aus einer anderen Welt. Ich bin kein Geist und kein Feind. Finstere Mächte haben versucht ein schlimmes Spiel zu spielen. Prinz Ghanor und ich werden euch Rechenschaft darüber ablegen, so daß Ihr selbst entscheiden könnt, was richtig ist. Ich werde euch beweisen, daß das Wesen, das Ihr für einen Geist aus einer gefährlichen Welt haltet – harmlos ist. Ich glaube, ich weiß, weshalb es hier ist, und ich werde dafür sorgen, daß

es wieder geht…«

Nun sahen auch die drei Bugken, wie der fremde blonde Mann sich verdoppelte und wie sie beide gemeinsam die Stelle verließen.

Auf den informationsüberweisenden Kristallflächen konnten sie verfolgen, wie wenige Sekunden später nur ein Fremder mit dem Schwert auf das riesige Leuchtwesen zuging, wie sich Hellmark die riesigen, strahlenden Hände entgegenstreckten – und wie er in diesem Strahlenkranz verschwand.

Das Wesen hatte ihn aufgesogen wie ein Hauch.

*

Björn Hellmark befand sich im Innern D'Dyll-vh'on-Ayys, der ihn einhüllte wie ein Mantel.

Im Innern des Energieleibes kam sich Hellmark vor wie eine Mikrobe im Innern eines menschlichen Hirns. Riesige, an Nervenbahnen erinnernde Bündel liefen über ihn hinweg, und D'Dyll-vh'on-Ayys Gedanken manifestierten sich als leuchtende und glimmende Punkte, die wie Perlen an einer Schnur entlangliefen, verlöschten und wieder neu entstanden.

»Freund!« Das Energiewesen freute sich über die Maßen über das unplanmäßige und unerwartete Zusammentreffen mit Hellmark. Die mächtige telepathische Stimme D'Dylls erfüllte den Menschen. Durch ihn und einen Mann namens Frank Morell, der ein Aliasleben als Mirakel führte, war das Energiewesen wieder an das Geheimnis seiner Identität gekommen.

Hellmarks Gedankenwelt lag offen vor dem sezierenden Geist D'Dylls wie ein aufgeschlagenes Buch.

D'Dyll erkannte die prekäre Situation, in die sein Freund geraten war.

»Durch Zufall bin ich hier, in der Hoffnung, einen Angehörigen meiner Rasse aufzuspüren, dessen Spur ich verfolgte – und dann wieder verlor. So habe ich dich gefunden – und kann mich vielleicht für das revanchieren, was Ihr für mich getan habt. Dein Wunsch steht nach Heimkehr – nein, nicht Heimkehr, nach Rückkehr – auf eine Welt, auf der die Verwirrungen begannen. Auf die Welt des Magiers, den du als Tamuur kennst.«

Da begriff Hellmark, daß sich ihm eine unerwartete Chance bot. Im Energiekörper D'Dylls war er sicher wie in einem Raumschiff, sicher wie in Abrahams Schoß… mit D'Dyll konnte er den Kosmos durchstreifen, konnten die Barrieren von Raum und Zeit überwinden und noch mal auf Tamuurs Magier-Welt dem Dreigestirn in den Süden folgen…

*

Die nächsten Tage waren angefüllt mit Problemen, harter Arbeit, aber auch viel Freude.

Mit der Ankunft des Prinzen im Reich der Bugken kam der gesamte Fragenkomplex noch mal zur Sprache. Die Bugken erkannten, daß Ghanor nicht freiwillig den Kontakt zu den bösen Mächten gesucht hatte. Sie wollten die Verhandlungen fortführen, erbaten sich jedoch Bedenkzeit. Litan und Asnur erhielten die Erlaubnis, bei den Bugken zu bleiben und vorbereitende Gespräche zu führen für die Zeit, in der Prinz Ghanor unabkömmlich in Lovon war, um die dort anstehenden Fragen zu klären.

Gemeinsam mit Björn Hellmark traf er dort ein.

In einer öffentlichen Aussprache wurde das Problem erörtert und die Unschuld Osiras, die er am besten unter Beweis stellen konnte, anerkannt. Das Gesetz kam nicht zur Auswirkung.

Die Ruhepause in Lovon nutzte Hellmark, Nachforschungen nach Danielle de Barteaulieé anzustellen, die ihn bis vor Lovon begleitete.

Osira war ihm bei der Suche behilflich. Sie befragte ihre Sterne. Das Ergebnis war niederschmetternd.

Osira sah, daß Danielle de Barteaulieé im geweihten und beschworenen Tempel der Rha-Ta-N'my hier im Doppelpalast verschwunden war.

»Rha-Ta-N'mys Rache«, murmelte Hellmark entsetzt. »Sie hat die Falle zuschnappen lassen.«

Nun gab es nichts mehr, was ihn hier auf Helon 4 eine Stunde länger hielt.

Er nahm Abschied von Prinzessin Osira und Prinz Ghanor.

Ghanor wünschte Björn von Herzen alles Gute. »Die Sterne für Lovon stehen günstig«, sagte er froh. »Die letzten Nachrichten von Asnur und Litan sind vielversprechend. Ein Großteil der Männer bei den Bugken sind von Litans Rundbart begeistert. Und nicht nur die. Die ersten Bugkenfrauen lassen sich Rundbärte stehen.«

Hellmark fiel in das Lachen Ghanors und Osiras ein.

»Dann wird bestimmt alles gut werden. Das sind unübersehbare Zeichen der Sympathie, wenn ich den Bugken-Charakter damit treffend interpretieren kann.«

Ghanor nickte. »Es ist schade, daß du uns verläßt. Dein Einfühlungsvermögen und dein diplomatisches Fingerspitzengefühl wären uns eine große Hilfe bei den weiteren Verhandlungen mit den Bugken.«

Hellmark zuckte die Achseln. »Wenn das Schicksal es will, dann sehen wir uns wieder.«

Er reichte Osira zum Abschied nach menschlicher Art die Hand,

ihre Blicke trafen sich und blieben lange aneinander haften.

Für eine Zeitlang war er Osiras Mann gewesen – mit Ghanors Körper. Er und sie dachten in diesem Moment dasselbe. Und niemand schämte sich.

»Glück und Schönheit auch weiterhin«, flüsterte er ihr zu.

Minuten später stieg ein leuchtender, gigantischer Menschenleib in den Himmel, schwebte eine Zeitlang über der Wüste, um sich dann rasend schnell wie eine Rakete zu entfernen.

Im Innern des ihn schützenden Energiemantels befand sich ein nachdenklicher Björn Hellmark.

Eine fremde Welt fiel zurück – und hinein ging ein ungewöhnlicher, phantastischer Flug ins Ungewisse.

Hellmark hatte ein bestimmtes Ziel: jene Welt, wo das Unheil und das Teufelskarussell für ihn begannen.

Die Suche nach… einer anderen Welt, einer Namenlosen, nahm ihren Anfang.

Er konnte sie nur beschreiben, konnte hoffen, daß in dem universellen Gedächtnis von D'Dyll-vh'on-Ayy auch jener Punkt irgendwo im Weltenraum verankert war, den er auf so bequeme Weise durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh erreicht hatte.

Ein Komet schien über Lovon hinwegzujagen, der schnell kleiner wurde, zu einem Stern zwischen Sternen, der eintauchte in die Schwärze des Kosmos.

ENDE